



Illustriertes Familienblatt. \* Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Kains Entsühnung.

(10. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westfisch.

**E**s wurde Frühling, herber Moorfrühling, aber doch ein holdes Wunder für die Kinder der Stadt. Am Kanal sprießten Schlüsselblumen, Veilchen, Bergfahnen. Die Birken hatten sich in wehende, grüne Schleier gehüllt und spiegelten sich eitel im Wasser. Auf der weiten Fläche, unter der dünnen Heide waren ein heimliches Keimen und Sichrecken. Feine Gräser streckten ihre Spitzen darüber hervor, tiefgelbe Blütenkelche, wie trunken von dem ungebrochenen Sonnenlicht, in dem sie badeten. In den Tannen schwappten die Elstern, im Schnee der Baumbüden gurrten werdende Stare, schlugen zärtlich ihre wie mit Edelsteinen bestickten Flügel. Weit über Wiesen und tiefgrüne Winterfaat ließ der Ruckuck seinen frohen Ruf erschallen. Der Himmel war hoch und blau. Und die Wünsche in den Menschenherzen, die im Winter still gekiebt hatten, schossen empor in Frühlingsüppigkeit.

In einem Sonntag schlüpfte Trina wieder in das Postbureau in Grasdorf, aus Gewohnheit. Sie erwartete keinen Brief von Baranow mehr. Tagelang dachte sie nicht daran.

Da war der Brief gekommen. „Gretchen 8. Grasdorf.“ Das Blut stieg ihr heiß zu Kopf, als sie ihn in Empfang nahm. Im nächsten Hauseingang erbrach sie ihn. Ein Geldschein fiel ihr entgegen. Auf dem Vogen, in dem der Schein lag, standen nur die Worte: „Sonntag, den fünften Mai, abends acht Uhr auf dem Bahnhof in Bremen.“

Hastig schob sie Geld und Schreiben in ihr Mieder. Auf dem Heimweg lief sie immer den anderen ein Stück voraus. Niemand sollte ihr Gesicht sehen. Am Abend holte sie ihren städtischen Rock aus der Truhe und hing ihn zum Auslüften ans Fenster. Ihre weiße Bluse steckte sie ins Waschfaß.

Dann stand sie vor dem winzigen Spiegelchen in ihrer Stube, löste ihr silberblondes Haar aus seinen straffen Flechten, hob es in lockigem Wulst über ihre Stirn, bauschte es zu einem üppigen Chignon auf ihrem Hinterkopf auf. Die glatten Scheitel und Zöpfe, die sie in Schmalenbeef getragen hatte, waren für Herrn Baranow und die schöne Welt draußen nicht fein genug. Mit frohem Erstaunen guckte sie dann ihr Spiegelbild im Kranz seiner hellen Haarpracht an, die Augen, die unter den dunklen Brauen und Wimpern förmlich leuchteten. Das war ja gar nicht mehr die blasse, unausgeglichene Trina Swensen aus Bremen. Das Vierteljahr ruhigen Lebens und gesunden Regens hatte ihre Wangen gerötet, ihre Glieder ge-

rundet. Wenn sie jetzt in feinen Kleidern steckte, würde sie jemand sein. Sie fühlte es mit Stolz. Ihre Kindheits-erfahrungen hatten sie den Wert einer einnehmenden Persönlichkeit schätzen gelehrt.

Aber unruhiger und unruhiger wurde sie, je näher der Sonntag rückte. Das Herz schlug ihr oft wie ein Hammer in der Brust. Wirklich, sie hatte ihre alte Herzhaftigkeit im Moor verloren.

Am Sonnabendabend lief sie hinaus in den Garten, startete die weißstimmenden Obstbäume an, die sie nicht wiedersehen sollte. Verstohlen streichelte sie die Rinde, die sie zum letztenmal melkte. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Die verräucherten Deckenballen, das Lämpchen am Herdhimmel, die zinnernen Schüsseln, die unter ihren Händen blank geworden waren wie Silber, und vor allem Janfredriks durchfurchtes Gesicht mit den jungen Augen unter dem grauen Haar — es war, als ob das alles zu ihr redete, leise, eindringlich: Siehe, es war doch eine gute Zeit, die du hier verbracht hast. Du hast sie hingelebt ohne Nachdenken, aber vielleicht war's die beste deines Lebens.

„Nein,“ sagte Trina trotzig, „es muß eine noch bessere geben. Der gehe ich nun entgegen.“

Am nächsten Morgen ließ sie Janfredrik und Brün allein zur Kirche gehen. Sobald sie fort waren, zog sie ihre weiße Bluse an, setzte ihren Stadthut auf.

„Sieh ein bißchen nach dem Essen, Mutter. Ich hab' einen Weg. — Und adieu auch, Mutter!“

Dann lief sie. So lange sie noch auf der Schmalenbeef Dorfstraße ging, war sie in beständiger Furcht, jemand könnte sie einholen, zurückhalten. Aber die Straße war leer. Aus allen Gehöften waren die Bewohner zur Kirche gezogen.

Und jetzt bog sie ins freie Moor. Da hörte sie auf zu hasten. Sie hatte Zeit. Fast beängstigend lag's in seiner tiefen Stille, seiner endlosen Weite um sie gebreitet, ein düster braungrünes Meer, ohne Wellen, ohne Ufer. Ganz klein kam sie sich drin vor.

Sie war nicht so froh, wie sie sich vorgestellt hatte sein zu müssen bei ihrer Heimkehr in ihre alte Welt. Als ob der weite, leuchtende Himmel über ihr eine Hand wäre, die sie niederdrückte, so schwer wurde ihr Schritt, so beklommen ihr Herz. Das machte, sie war nicht mehr dieselbe Trina, die vor fünf Monaten hier ihren Einzug gehalten hatte. Während sie sich einbildete, ihre Seele schlafe, war sie

gewachsen in der tiefen Stille und Einsamkeit wie die Winter-  
saat unter dem Schnee, und die alten Vorstellungen und  
Wünsche pochten ihr so wenig wie die vertragenen Kleiderchen  
des Kindes der Erwachsenen.

Um ihren Mut und ihr Verlangen neu zu beleben, suchte  
sie sich die lockende Welt, die sie erwartete, auszumalen, wie  
sie es im Winter getan hatte, über'm Spinnrad, beim Licht  
des Öllämpchens. Aber hier draußen war's wohl zu hell,  
oder ihre Augen hatten sich verändert. Den Märchenglanz  
verdunkelnd, den ihre Phantasie ihr vorzaubern wollte, stieg  
das Häßliche vor ihr auf, das ihre Erinnerung von dieser  
Welt bewahrte. Deutlich wie nie zuvor stand das vor ihr,  
Dinge, die sie gesehen hatte, ohne sie zu begreifen, Worte,  
die einst ihr Ohr gestreift hatten, ohne bis zu ihrer Seele zu  
dringen. Sie wollte an die feinen Kleider denken, an das  
klingende Gold, das Baranow ihr verheißt hatte — und sie  
dachte an die qualmigen Wirtsstuben voll angeheiteter Zecher,  
und wie sie auch dem Widerlichsten davon höflich würde be-  
ggnen müssen.

Immer ängstlicher wurde ihr zumute. Bei jedem Schritt,  
den sie tat, war's ihr, als ob Finger von rückwärts nach ihr  
langten, sie zurückzureißen. So deutlich war diese Empfindung,  
daß sie sich hastig umwendete. Kein Mensch, so weit die  
Augen reichten. Aber doch Gesellschaft. Denn der junge  
Birkenbusch, das Flockengras im Sumpf, die dürrer Heideblüte  
des vorigen Herbstes, die Wasserjungfern und Goldfliegen in  
der Luft, jedes begann zu ihr zu sprechen in der Stille des  
Sonnenmittags und alle daselbe, ein betäubender Chor. Und  
Baranows zuversichtliches Gesicht, das ihr die glänzende Zu-  
kunft verbürgte, verblich, als sie es sich in Gedanken zwischen  
das Frühlingsweben des Moors stellte.

Sie schalt sich: froh sollte sie sein, leichtherzig, wie — ja,  
wie der Schmetterling, der dort vor ihr hingaukelte. Leuchtend,  
als wäre er aus dem Sonnenschein selbst zusammengeworren,  
schwebte er durch die blaue Luft. Ja, wie er übermütig die  
Flügel schlug, schien er förmlich zu taumeln in der Trunkenheit  
seiner Frühlingswonne. Der Schmetterling, das war sie!

Da flüchte ein grauer Schatten aus dem Birkenbusch, laut-  
los, schnell wie ein Bliß, ein Fliegen-schnepferchen. Ehe sie  
begriff, was geschah, hatte er den leuchtenden Falter im  
Schnabel, fuhr mit der Beute ins Dickicht. Noch einmal  
blickten die goldenen Flügel zu ihr herüber. Sie hingen schlaff  
und gebrochen erdenwärts.

In ihrer eigentümlichen Stimmung, dem Schwanken ihrer  
Seele zwischen der Sehnsucht nach dem erhofften Glück und  
einem unerklärlichen Grauen davor, packte die stumme Tragödie  
sie so mächtig, daß sie sich ins Kraut fallen ließ und heftig zu  
schluchzen begann.

Lange lag sie so. Sie hatte keine Eile mehr, den Zug  
zu erreichen. Sie wußte, nicht eher taugte sie für irgend ein  
Ding, bis nicht die zwei, die jetzt in ihr miteinander rangen,  
ihren Kampf ausgekämpft hatten, das frühreife, lebenshungrige  
Straßenkind der Großstadt, das sie unter Mutter Margrets  
Hut geworden war, und die Trina, die der Herrgott aus ihr  
hatte bilden wollen, als er sie schuf, und die erst in der Ein-  
samkeit und Stille, fern von dem widerlichen Kampf ums nackte  
Leben, langsam ihr Wesen zu entfalten begonnen hatte, von  
der das Mädchen erst heute erfuhr, daß sie in ihr lebendig  
und mächtig sei. Diese Trina sprach nicht von Reichwerden,  
üppigen Festen, glänzenden Gewändern — sie sprach von  
etwas, das vor dem Verständnis der anderen nie ausgetauscht  
war: von Pflicht, von Dankbarkeit, von einer stolzen Selbst-  
achtung, die schöne Kleider und reiche Equipagen nicht erhöhen  
konnten, ja, die vielleicht verringert wurde durch ein zu un-  
gestümes Streben nach diesen Dingen. —

Janfredrik kehrte heute nicht allein mit Brün aus der Kirche  
heim, Alheid begleitete ihn.

Als sie zu seinem Haus kamen, streckte Margret Swensen  
ihren mit einem schwarzen Tuch umwickelten Kopf über die  
Schwelle.

„Is mein Tochter Trina mit Sie?“

Der Herd war kalt. Alheid steckte sogleich ihr Kleid  
in die Höhe und begann das Feuer anzufachen. Dabei  
sah sie. Frau Swensen hätte immerhin auf das Essen  
passen können.

Margret verteidigte sich. Wie konnte sie wohl an Essen  
denken, wenn sie fast starb vor Angst um ihr Kind? Vier  
Stunden war Trina nun fort.

Janfredrik wurde aufmerksam. „So lang all. Das is  
furios.“

„Se ward in'n Dörpe sien“, beruhigte Alheid. „Brün,  
loop, röp dien Zwester.“

Brün stand, die Hände in den Taschen, ein verschmiztes  
Lächeln in seinen schwarzen Augen. Er begriff. „Da könnt'  
ich lang rufen. Die wird wohl ausgerückt sein. Das hat sie  
schon immer vorgehabt, und vorgestern hat sie ihre Bremer  
Bluse gewaschen.“

Margret schrie auf. Aber Janfredrik stand, die Hand auf  
die Tischplatte gestützt. Die Adern auf seiner Stirn schwellen  
an. Er fand kein Wort. Er hatte geglaubt, daß es ruhig  
in seinem Herzen geworden sei, ganz ruhig. Nun brannte da  
etwas, schnitt, bohrte, zorn und — er traute sich selbst nicht  
— Schmerz, wirklich, Schmerz.

Alheid legte ihm die Hand auf den Arm. „Nee,  
nee, glöv nich, wat de Jung' snact. Ik bring' di dien  
Trina torügg.“

Doch nach einer halben Stunde kam sie ohne Trina wieder.  
Der Lehrer begleitete sie.

„Wir müssen Nachforschungen nach dem törichtem Mädchen  
anstellen, Holm,“ sagte der Lehrer. „Jemand muß nach Quell-  
horn hinüber, an die Polizei nach Ottersdorf telephonieren,  
nach Bremen, nach Worpsswede.“

Holm rührte sich nicht.

„Soll ich den Weg für Sie tun oder wollen Sie selbst?“

Da wandte Janfredrik sich zu ihm. Seine Augen funkelten.  
„Ich hol' kein zurück, die aus mein Haus wegläuft“, sagte  
er hart.

„Aber das Mädchen geht ja zugrund.“

Janfredrik kniff die Lippen zusammen.

„Ein Kind! Ohne Mittel! Bedenken Sie doch, Holm.“

„Nein!“ Janfredriks Faust schlug schwer auf den Tisch.

Da zog Alheid den Lehrer aus der Tür. „Wi möt em  
Tied laten.“

Als die beiden fort waren, wandte sich Holm um, schnitt Brot  
und Würst für sich und Brün.

„Komm, Jung'! Wir essen. Was Warmes gibt das ja  
heut nich.“

Aber der Bißten blieb ihm im Hals stecken. Er hatte die  
Schnapsflasche auf den Tisch gestellt und schenkte sich öfter  
das Glas voll, als er sonst pflegte.

Bald stand er auf, ging in seine Stube. Dort sah  
er, die Ellbogen auf dem Tisch, den Kopf in den Hän-  
den. Er hatte gemeint, mit Wünschen und Hoffen ab-  
geschlossen zu haben. Der Tote blieb in seinem Grab in  
Bremen. Mehr verlangte, brauchte er nicht vom Leben.  
Nun fühlte er's, sie würde ihm fehlen, die Trina, wie seine  
rechte Hand würde sie ihm fehlen. Was war sein Haus  
denn ohne den silberblonden Kopf, der es wie die Sonne  
den Wintertag erhellte, ohne das kluge, junge Gesicht? Un-  
bewußt hatte er sich darauf gefreut, wenn er abends heim-  
kehrte, unbewußt hatte er die Dinge gerichtet, wie er meinte,  
daß sie Trina gefielen. Weil er ihr, ohne es zu wissen,  
fast gegen seinen Willen ein Stück von seinem Herzen ge-  
schenkt hatte, darum verzieh er's ihr nicht, daß sie ihn heim-  
lich verließ. Mochte sie zugrunde gehen! Er würde sie nicht  
wieder holen.

Es war dunkle Nacht, als er auf das Flett zurückkehrte.  
Margret und Brün waren schlafen gegangen. Ihn litt's nicht  
in dem unwirtlichen Raum, den das Öllämpchen am Herd-  
himmel kaum erhellte. Er ging vor die Tür.

Schwarz, unsichtig, ohne Laut lag das Moor. Drüber standen die Sterne. Tausend, tausend Jahre standen die schon droben, trugen tausend, tausend Jahre schon vielleicht Millionen Menschen gleich ihm. Was galt da er? Was galt sein Leid, sein Glück?

Die Kühle einatmend, setzte er sich auf die Bank. Der Jörn in ihm hatte ausgetobt, wie der Wind des Tags am Abend einschlüft. Nun kam die Behmut.

Eine Sternschnuppe schoß sprühend über den Himmel hin, erlosch. Er mußte an Trina denken.

Er fuhr sich mit der Hand über die Wimpern. — „Unbedarvte Dorn.“ Da horchte er auf.

Ein leises Rascheln im Kraut, ein Streifen an der Hauswand her. Ein Schatten stand neben der Tür. Janfredrik riß die Augen auf. Er glaubte ihnen nicht. Langsam stand er auf.

Da wandte sich der Schatten.

„Trina!“

Sie stand stumm, ohne Bewegung.

„Wo bist gewesen?“

„Weit“, sagte sie. „Ich hab' fortgewollt. Und dann — dann konnt' ich doch nicht.“

„Warum wolltest du fort?“ Er hatte Mühe, mit fester Stimme zu sprechen.

Sie sah ihn an in dem matten Sternenlicht.

„Sie haben mich nicht gefragt, als Sie mich von Bremen mitnahmen. Und der Baranow hatte versprochen, eine Dame aus mir zu machen. Da wollt' ich zu ihm. Aber als ich auf dem Weg war, da ging's nich, da konnt' ich nich. — Und da ist das Geld, das er mir geschickt hat. Sie können ihm das wiedergeben.“

„So. Un wenn dir das an ein Tag wieder einfällt und du findest ein besser Gelegenheit, denn so wirst du wieder fortlaufen?“

„Nie, nie mehr.“

„Wie kannst das wissen?“

Sie senkte den Kopf, sie sprach ganz leise. „Ich glaub' jetzt, daß Sie's doch gut mit uns meinen, Onkel Holm.“

Zum erstenmal gab sie ihm den Verwandtennamen. Ganz eigen berührte ihn der Laut.

„Meinst das? Nun, mein Dorn, da kannst recht haben. Un du kannst von heut ab immer Onkel zu mich sagen un dein Bruder Brün auch. Ich hör' das ganz gern. Un nu snacken wir da nich mehr über. Geh zu dein Mutter. Die is in Angst um dich. Gut' Nacht!“

Er schob sie ins Haus. Es kostete ihm Mühe, an sich zu halten, sein Glück über ihre Heimkehr ihr nicht zu verraten. Das hätte sich nicht geziemt. Aber in seiner Stube vor seinem Bett kniete er nieder. „Herr Gott, ich dank' dir. Un ich bitt' dir's ab, daß ich dir so viele Jahre nich hab' danken wollen. Du hast mir woll Freude gegeben in mein Leben un nich bloß Strafe.“

Schon zum fünftenmal, seit Swensens im Moor hauften, steckten nun die Edelkannen ihre leuchtenden Blütenkerzen auf, dem Frühling zu Ehren. . . . Auf Janfredriks Hof war ein Regen wie in einem Ameisenhaufen. Zum Großknecht hatte sich ein Kleinknecht gesellt, zur ersten Magd eine zweite. Dicht gefüllt standen die Viehstände, und im Herbst fuhr alle zwei Tage der Torrfahn hoch beladen nach Bremen.

Margret Swensen hatte ihr Versprechen, sterben zu wollen, nicht erfüllt. Desto treuer hielt sie das, keine Hand zur Arbeit zu rühren. Sie verbrachte ihre nutzlosen Tage Sommers auf der Hausbank und Winters am Herdfeuer mit Klagen und dem Ausdenken der unangenehmen Dinge, die sie ihren Hausgenossen sagen wollte. Janfredrik behauptete, es würde ihm etwas fehlen, wenn er ihr schrilles Keifen einmal nicht mehr hörte.

Brün war breitschultrig und stramm aufgewachsen mit einem alten und freudlosen Gesicht. Kein Zug darin, keine Spur in seinem Wesen erinnerte an die frohe Warmherzigkeit seines Oheims und Paten. Er zeigte Anhänglichkeit weder für seine Mutter, noch seine Schwester, noch für Janfredrik. Aber er sah dem Gesinde scharf auf die Finger, und er arbeitete für zwei. Dafür verlangte er, wenn er mit Torf nach Bremen fuhr, einen ansehnlichen Zehrgroschen. Er wollte nicht schlechter dastehen als andere Moorbauernsöhne. Er wollte auch klar sehen. An seinem Einsegnungstag hatte er mit Janfredrik gesprochen:

„Onkel Holm, is das wahr, was mein Kameradens sagen? Wird der Hof da mal mein? Wenn nich, denn so muß ich nu als Knecht dienen gehen, daß ich zu Geld komm'. Das siehst ein.“

Janfredrik sah ihn mit seinen scharfen Augen aufmerksam an. Er war nicht böse über die Frage. Es lag Verstand drin, Art von seiner Art. Brüns Finger hielten fest, was sie einmal erfaßt hatten, mochte es ein gestohlener Spickaal oder ein ertasteter Bauernhof sein. Der würde mal ein ganz tüchtiger Moorbauer werden!

Janfredrik nickte also. „Der Hof wird deiner,“ sagte er bedächtig, „wenn du gut tuft.“

„Is das geschrieben“, fragte Brün ungerührt.

„Das soll nächsten Donnerstag festgeschrieben werden.“

Seitdem arbeitete Holm mit verdoppeltem Fleiß. Wenn Brün den Hof bekam, galt es, ein Heiratsgut an barem Geld herauszuwirtschaften für Trina, seinen Liebling.

Die war in die Stelle der Hausfrau eingerückt. Die Milchwirtschaft lag in ihrer Hand, der ganze, große Haushalt. Sie zog die Ferkel, die Kälber auf, die Janfredrik auf dem Scharnbecker Markt verkaufte. Sie leitete der Mägde Spinnen und Weben, schnitt die Kittel und Hemden für Janfredrik und Brün und die blauen Leinenkleider für ihre Mutter und sich selbst. Die Augen der Burtschen begannen mit Wohlgefallen auf ihr zu ruhen. Aber Trina war scheu. Wenn in der Spinnstube einer ihr sein Wohlgefallen zu deutlich zeigte, blieb sie den nächsten Abend zu Haus.

„Ich spinne ebenso gern bei dir, Onkel Holm.“

Dann sah sie ihm gegenüber vor der Feuerstelle. Er strickte oder las in der Bibel. Manchmal sprachen sie abgebrochene Worte in langen Pausen, die ihnen doch nicht lang erschienen, während der Wind um das Strohdach heulte und die Gullen in den Tannen schrien. Und Janfredrik sah das silberblonde Haar über dem lieben Gesicht leuchten, und es war wie ein Gebet in ihm, daß der Himmel Glück auf diesen Scheitel ausgießen möge. Und Trina sah den weißen Strich über Janfredriks Stirn und empfand Ehrfurcht für das Leid, das ihn gebleicht hatte.

Das waren Abende tiefen Glücks für Janfredrik.

An diesem Tag lag Schmalenbeel wie ausgestorben unter der brütenden Junifonne. Was die Glieder rühren konnte, arbeitete im Torfstich. Darum ging Trina am Nachmittag allein hinaus auf die Wiese, die Janfredrik in der Nähe von Fischerhude gepachtet hatte, um das gemähte Gras auf Haufen zusammenzuharken, damit der Nachtau ihm nicht schade.

Feierabend war nah, der späte Feierabend der langen Sommertage, den nicht die Uhr setzt, sondern die Sonne. Bereit, unterzugehen, hing sie schon tief am Himmelsrand, gerade zwischen den Hörnern der rotbunten Kuh, die eben neugierig ihren Kopf über das Grenzgatter streckte. Die goldfunkelnde Krone auf dem Tierkopf sah lustig aus. Trina stützte sich auf ihren Rechen und lachte die Sonne und die Kuh an.

Da klang eine Stimme hinter der Hecke hervor:

„Du! Bleib mal einen Augenblick so stehen, ja? Bitte!“

Trina drehte sich um. „Wer redt denn da?“

„Pui! Nun hast du das Motiv zerstört. Stell' dich doch noch mal so hin wie vorhin!“

Trina handhabte mit kräftigem Griff ihren Rechen.

„Hab' kein Zeit. Muß machen, daß ich heimkomm'.“  
 „Dein Heu will ich dir nachher schon häufeln helfen.  
 Stell' dich nur zwei Minuten hin, so wie du standest.“

„Ja, wer sind Sie denn?“  
 Der, dem die Stimme gehörte, kam jetzt hinter der Hecke hervor. Er hatte auf dem Kopf einen breiten Strohhut, unter dem rötlich leuchtendes Haar hervorschaute. Er trug einen blonden Spitz- und Schnurrbart, hatte blaue Augen und weiße Hände. In den Händen hielt er einen Stift und eine Mappe.

„Nu weiß ich schon,“ sagte Trina, „Sie sind ein von den Malern.“

„Und möchte dich zeichnen, bitte.“ Er deutete auf die Stelle, wo sie gestanden hatte, vom roten Sonnenschein über-  
 gossen.

Aber sie schüttelte den Kopf. „Da wird nix draus.“

„Wie denn?“

„Ich tu das nich.“

„Aber warum denn nicht in aller Welt?“

Trina hartete weiter mit weiten, heftigen Bewegungen, die es ganz unmöglich machten, eine Linie ihrer Gestalt fest-  
 zuhalten.

„Das ist doch nichts Böses, wenn ich dich zeichne“, fuhr er fort. „Im Gegenteil sehr was Hübsches. Ich schenk' dir auch ein Bild von dir. Warum willst du denn nicht?“ Er hielt ihr den Arm fest. Da mußte sie ihn ansehen.

Langsam ließ sie die Harke sinken. Ein fremder Mensch. Eigentlich war sie ihm gar keine Red' und Antwort schuldig. Wenn sie nicht wollte, so mußte ihm das gerade genug sein. Es war aber etwas in seinem Gesicht, was sie veranlaßte, ihm zu antworten, und nicht so kurz, wie ursprünglich ihre Absicht gewesen war. „Ein Bild, das ist wie ein Stück von mir selbst. Das geb' ich keinem Fremden.“

„Schau da“, sagte er verwundert. „Wer sind Sie denn, mein Fräulein?“

„Ich heiß' Trina Swensen.“ Und da kein Funke von Verständnis in des jungen Mannes Augen aufflammte, fügte sie hinzu: „Janfredrik Holm sein Trina.“

Jetzt flog ein Schatten über das fröhliche Gesicht des jungen Mannes. „Janfredrik Holm“, wiederholte er langsam. Dann nahm er den Hut ab, schüttelte sein leuchtendes Haar zurück. „So sind Sie gar nicht aus dem Moor?“

„Ich bin aus Bremen. Woher wissen Sie das?“

„Man sieht doch, was eine richtige Moordern ist.“

„Die bin ich woll!“

„Sie sind gern hier?“

„Ja!“ Sie sagte es mit Stolz, mit Entschiedenheit, wie ein Bekenntnis. „Ja!“ Und sie stand in ihrem blauen Gewand, das sich eng an die kräftigen Glieder schmiegte, wie eine kleine Fürstin da, als Repter den Rechen in der Hand.

„Das ist gescheit“, lobte er. „Ich glaube wirklich, die nicht hier geboren sind, die anderes kennen, die Stadt kennen, so wie wir beide, gerade die haben erst das rechte Verständnis für den eigenartigen Reiz dieser Landschaft. Ich suche auch davon mit wegzutragen, so viel ich nur kann. Sehen Sie mal!“

Er öffnete sein Skizzenbuch.

Da dachte Trina nicht mehr daran, daß sie keine Zeit habe. Sie ließ die Harke fallen und griff nach dem Heft.

„Das ist ja die Kirche von Heppstedt! Das ist der Markt in Scharnbeck! Ist das einmal fein!“

Sie hatte sich auf den nächsten Heuhaufen gesetzt. Er stellte sich neben sie, wendete ihr die Blätter um. Es waren farbige Aquarelle und Bleistiftskizzen bunt durcheinander. Trina aber hatte seit fünf Jahren keine anderen Bilder gesehen als eine Lithographie des Deutschen Kaisers, die der Lehrer in seiner Stube hängen hatte, und ihr Schönheitsfimmel hatte sich nicht anders betätigen können als dadurch, daß sie das Zinn-  
 geschirt auf dem Wandbord gefällig ordnete und Janfredrik

zierlich gebundene Blumensträuße in die Stube stellte, die er möglichst bald aus dem Fenster warf.

Jetzt hielt sie immer wieder das Blatt fest, wenn der Maler es umwenden wollte. „Noch nich. Noch nich!“

Ganz eigen berührte ihn die Art, wie sie mit halb zusammengekniffenen Augen langsam die Einzelheiten musterte und ihre Bemerkungen machte, merkwürdig kurze, sachliche Feststellungen, wie: „Das muß um zehn Uhr morgens gewesen sein. Da scheint die Sonne gerade so auf die Turmwand.“ Oder bei einem segelnden Kahn: „Der fährt nach Bremen. Un da muß Ostwind geweht haben, dann is es hier solch klare Luft.“

„Hören Sie,“ sagte er endlich, „ich glaube, Sie sind eine heimliche Kollegin von mir, eine Malerin.“

Sie schüttelte lebhaft den Kopf. „Ich kann gar nix zeichnen, ich hab' nur gute Augen, und es macht mir Spaß, die Dinge genau anzusehen.“

„Das scheint so.“

Jetzt entlockte die Überraschung ihr einen Ausruf. „Das is ja Vorsteher Ehlers sein Haus!“ Unsicher, zweifelnd sah sie den jungen Mann an. „Sind Sie denn mal in Schmalen-  
 beek gewesen?“

„Vor langen Jahren. Erkennen Sie das Haus?“

„Ja, wer sind Sie denn?“

„Ich heiß' Gerhard,“ sagte er langsam, „Maler Gerhard.“

„Von so ein hab' ich nie gehört.“

„Das glaub' ich wohl.“

Und nun schlug er rasch um. „Wenn Sie ein Bremer Kind sind — das da wird Sie interessieren.“

Es war eine Skizze des Bremer Marktplatzes mit dem Gewühl des Wochenmarkts um das Standbild des Rolands und der Fassade des Rathauses im Hintergrund.

Er begann nun von Bremen zu sprechen. Sie hörte mit sich rötenden Wangen. Halbvergessene Bilder aus ihrer Kindheit stiegen vor ihr auf, traurige Bilder. Aber die Zeit hatte ihre Patina drübergelegt und gab ihnen die Schönheit aller Erinnerungen. Und um den jungen Mann an ihrer Seite wob auch etwas wie Erinnerungzauber. Er glich den jungen Herren, die auf den Straßen Bremens das bewunderte Ideal der Halbwüchigen gewesen waren. Das gab ihr beim ersten Sehen ihm gegenüber eine Zutraulichkeit, wie sie sie für die Bauernjöhne im Moor in Jahren nicht hatte gewinnen können.

Erst als das letzte rote Sonnenstückchen versunken war und ganz plötzlich ein kaltes, violettes Licht sich über die Welt breitete, kam ihr das Bewußtsein der verrinnenden Zeit. Sie sprang auf. „Ich muß heim.“

Er nickte lächelnd. „Auf morgen also.“

Dabei hielt er ihr die Hand hin. Sie zögerte einzuschlagen. Seine Hand war weiß, zum erstenmal fiel ihr auf, wie verarbeitet ihre eigenen Hände aussahen. Sie schämte sich. Aber als sie zögernd die Fingerspitzen hineinlegte, schloß die weiße Hand sich mit so festem Druck über der braunen, als stöße deren Rauheit ihr gar keinen Widerwillen ein.

„Auf morgen“, wiederholte Maler Gerhard wieder. Und als sie nicht antwortete, fuhr er fort: „Sie müssen ja wiederkommen. Ihr Heu ist noch lange nicht trocken. Würde es Ihnen leid sein, wenn ich auch wiederkäme?“

Sie sah ihn an und schüttelte den Kopf.

Dann band sie rasch ihr Kopftuch fest, nahm die Harke und ging mit weiten Schritten über die Wiese. Am Rand wendete sie sich um. Er stand, sah ihr nach. Als sie sich umblckte, schwenkte er den Hut. Sie lachte und winkte zurück. Und während sie mit wiegendem Gang durch das dämmerige Moor heimschritt, lachte sie noch immer in sich hinein. Als hätte sie Flügel, so glitt sie über die federnden Schollen.

Zu Haus sagte sie nichts von ihrem Abenteuer. Es wäre schade gewesen! Die zu Haus waren müd' und wollten nicht sprechen, noch sprechen hören, wollten nur essen und schlafen.

(Fortsetzung folgt.)



Ein wohlbekannter Schritt.  
Gemälde von L. Norman.

By permission of Raphael Tuck & Sons, London.

## Stilles Ernteland.

Ich wandre durch ein stilles Ernteland,  
Den Pfad umsäumt des Kornes Wogenrand.

Der späte Sommerabend dunkelt weich,  
Und aus dem Walde steigt der Mond so bleich.

Fern liegt das kleine Dorf im Silberrauch,  
Und fern lief ich des Tages Unrast auch.

Wie weit und wach wird nun mein tiefstes Sein,  
So aufgeschlossen ganz dem Vollmondschein.

Ich höre tief im schwanken Ahrenfeld  
Ein Singen, leise, fremd — das Lied der Welt.

Das hohe Lied der wunderbaren Kraft,  
Die dort des Jahres Frucht und Segen schafft.

Die in den Tiefen alles Wesens webt,  
Ein ewig Kommendes, was rastlos strebt —

Und meine Seele lauscht den leisen Wehn  
Und kann doch nie sein dunkles Wort verstehn.

Gertrud Frein le Fort.

## Vom Steinbruch bis zum Museum.\*)

Von Prof. Dr. E. Fraas.

Wer je Gelegenheit gehabt hat, Wanderungen im schönen Schwabenland zu machen, der kennt auch die stolzen Berge der Schwäbischen Alb, die gleich einer Mauer von Nordost nach Südwest das Land durchziehen und den Steilabfall eines Hochplateaus bilden, der sich ganz allmählich gegen die Donau hin senkt. Groß und überraschend sind die landschaftlichen Reize, die uns die tief eingeschnittenen Waldschluchten, die steil anstrebenden Höhenzüge mit ihrem leuchtenden Felsenkranz und die kühnen, gleichsam ausmodellierten und aus dem Ganzen herausgeschnittenen Berge des Albvorlandes bieten; mit großem Genuß verweilt der Wanderer bei den von Geschichte und Sagen umwobenen Burgen, Ruinen und alten Heidengräbern und träumt sich in längst vergangene Zeiten zurück. Aber weiter, viel weiter rückwärts in ferne Urgeschichte schweift der Sinn des Geologen bei diesen Wanderungen, und ihn zu begleiten, möchte ich heute meine Leser und Leserinnen auffordern. Ich bitte aber nicht zu erschrecken, denn es soll keine gelehrte Abhandlung, sondern nur eine Plauderei werden, in der wir einen Blick in die Freuden- und Leidensgeschichte des Sammlers und Forschers hineinwerfen, um die Wege kennenzulernen, auf denen der Geologe zu den kühnen Schlüssen über Vorzeiten der Erde und ihrer Bewohner kommt.

Es gibt kaum ein Gebiet, das geeigneter für einen geologischen Spaziergang sich erweist als unsere Alb, denn wie in den Blättern eines Buches, können wir beim Aufstieg auf die Berge Seite für Seite oder in der Natur Schicht um Schicht vornehmen, und bald wird Auge und Sinn durch die zahlreichen Versteinerungen gefesselt, die wir in Bachrissen, an Berggrutschungen und in Steinbrüchen finden. Dabei machen wir die Beobachtung, daß nicht nur die Gesteinsarten, sondern auch die Versteinerungen wechseln, aber keineswegs beliebig, sondern in ganz bestimmter Weise. Der Geologe spricht deshalb von Schichten und Formationen und gliedert auf Grund seiner Befunde den ganzen Gesteinsmantel der Erde, und damit auch deren Urgeschichte, denn für ihn sind die einzelnen Formationen nur gewisse Zeitabschnitte der Erde und der früheren Entwicklung der Lebewesen.

So lernen wir, daß alle die Gesteinsarten, die unsere Alb aufbauen, einer einheitlichen Periode der Erde oder Formation angehören, die die Juraformation (nach dem Juragebirge der Schweiz so genannt) heißt. Diese Juraformation bedeutet einen gewissen Zeitabschnitt in der Erdgeschichte, der unendlich weit zurückliegt, und den wir weder nach Jahrtausenden, noch nach Jahrmillionen berechnen können, da uns jeder Maßstab

\*) Unsere Leser finden in diesem Artikel des bekannten Stuttgarter Geologen Professors Dr. E. Fraas einen Teil des versteinerten Urkundenmaterials wiedergegeben, auf dem W. Boelsche seine mit so großem Beifall aufgenommenen Artikel über die „Schöpfungstage“ aufgebaut hat. Die Red.

hierfür fehlt. Was wir aber sicher wissen, ist das, daß damals das Antlitz der Erde, ihre Oberfläche, ganz anders beschaffen war als heute und daß damals ganz andere Tiere und Pflanzen Land und Meer beherrschten. Es gab keinen europäischen Kontinent in jener Erdperiode, und wo heute die üppigen Gauen von Deutschland sich ausbreiten, flutete damals das weite offene Meer. War es auch kein ununterbrochener tiefer Ozean, so war es doch das Meer, aus dem nur wenige alte Gebirge als Inseln hervorragten. Erst im südlichen Schwaben, etwa vom südlichen Schwarzwald zum Bayerischen Wald sich hinziehend, lag eine Küste, und wo heute die Berge der Alb bis 1000 Meter sich erheben, brandeten die Wogen des Jurameeres. Ebenso wie heute wurden aber auch damals an den Küstenzonen des Meeres Sand und Schlamm abgelagert, der vom Ufer her eingelöst wurde, und ebenso wie heute sorgten Milliarden von Meerestieren für die Verarbeitung der im Meerwasser angehäuften Stoffe, insbesondere des Kalkes. Seeschwämme und Korallen bauten sich zu ganzen Bergen zusammen, und zahllos war die Schar der Urschleimtierchen, Strahltiere, Muscheln, Schnecken und anderer Meeresbewohner, deren Schalen sich auf dem Meeresboden anhäuferten. Allmählich aber erhärteten der Schlamm, Sand und Kalk des Meeresgrundes zu Schiefen, Sandsteinen und Kalksteinen, und die Meeresbewohner selbst bilden in diesen Gesteinen die Versteinerungen, die sich entweder aus dem Gestein heraus schlagen lassen oder auf natürlichem Weg herauswittern und dann frei an der Oberfläche herumliegen.

Nun muß man freilich annehmen, daß der einstige Boden des Jurameeres keine Berge bildete wie die Alb, sondern daß er im großen ganzen eben gestaltet war; aber es sind auch schon seit dem Abfluß dieses Meeres und der Trockenlegung unseres Albgebietes unendlich lange Zeiten vergangen, in denen Regen und Verwitterung ebenso auf die Gesteine einwirkten wie heute noch. Langsam, aber unaufhaltbar wurden Bachrisse und Wasserrinnen in das Plateau eingegraben, diese erweiterten sich zu Tälern, und in unaufhaltbarer Zerstörung wurden die Gesteinsmassen abgetragen, so daß das, was wir heute als Alb vor uns sehen, nur noch ein kleiner Überrest dessen ist, was einst auf dem Meeresgrund zur Jurazeit zum Absatz kam.

Bietet es nun schon einen außerordentlichen Reiz, auf den Untergrund unserer heutigen Meere hinunterzusteigen oder durch Grundnetze dessen Bewohner heraufzu ziehen, so muß sich das Interesse unwillkürlich noch steigern, wenn wir gleichsam den aus Urzeiten uns erhaltenen Meeresboden untersuchen können. Aber freilich, so leicht ist es nicht, und es erfordert schon große Übung, die Überreste der Tierwelt überhaupt zu sehen

und zu finden, und genaue Kenntnisse sind notwendig, um die Versteinerungen gewissermaßen ins Leben zurückzurufen und sich die Gestalt und Lebensweise des Tieres zu vergegenwärtigen. Was dem Geologen und Sammler aber die größten Schmerzen bereitet, ist das Kulturland und der Wald, mit denen das Gestein wie mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt ist. Nur selten hat diese Decke ein kleines Loch, sei es an Wasserriessen, Berggrutschen oder an Begböschungen und Steinbrüchen, und zu unserem Leidwesen ist jeder Verschönerungsverein bemüht, ein solches Loch so rasch wie möglich wieder mit einem grünen Rasen zuzustopfen. Am sichersten bleiben da immer noch die Steinbrüche, und in erfreulicher Weise gehen uns Steinbruchbesitzer und Arbeiter an die Hand, denn sie sind längst so weit aufgeklärt, daß sie den Wert und die Bedeutung

von Boll entspringt einem schwarzen bituminösen Schiefergestein, das nach seiner Stellung zu den übrigen Schichten der Juraformation als das obere Glied der unteren Hauptgruppe — der schwarzen Jura oder Lias — betrachtet wird und von den Geologen nach dem massenhaften Vorkommen einer kleinen Muschel, der *Posidonomya Bronni*, als Posidonien-schiefer bezeichnet ist. Es gibt kein anderes Schichtenglied des Jura, das so sehr unser Interesse fesselt als dieses, und keines, das so viele und schöne Fossilien liefert; kein Wunder auch, daß schon der alte Historiograph Bauhinus von ihnen zu berichten weiß.

Glücklicherweise finden die Schieferplatten auch technische Verwendung, indem sie geschliffen zu Wandverkleidungen, Tischplatten, Ofensteinen, Schultafeln usw. verarbeitet werden,



Schiefersteinbruch bei Holzmaden, Fundstätte der Liasfaurier.

der Fossilien erkennen und diesen deshalb auch einige Sorgfalt zuwenden. Ganz besonders kommt uns dies in der Gegend zustatten, die wir jetzt besuchen wollen, da sie sehr reich an Steinbrüchen ist, aus denen eine solche Menge der schönsten Fossilien stammt, daß damit fast alle größeren Museen der Welt versehen sind.

Wir befinden uns in dem fruchtbaren Vorlande der Alb, zwischen den beiden alten Städten Kirchheim und Göppingen, dort, wo am Fuße des waldigen Bosler und Fuchsack schon seit Jahrhunderten der „Wunderbrunnen“ von Bad Boll der leidenden Menschheit Linderung bringt, wie uns der gelehrte Arzt Johannes Bauhinus in seiner „Historia novi et admirabilis fontis balneique Bollensis“ 1598 belehrt, einer Beschreibung, die um so interessanter ist, weil in ihr bereits auf die vielen Versteinerungen der Gegend aufmerksam gemacht wird, als da sind der schwarze Agstein (Gagatkohle), die verschiedenen Abschoffe (Belemniten) und Scherhörner (Ammoniten), die nach den Abbildungen leicht zu bestimmen sind. Die Schwefelquelle

denn diesem Umstande verdanken wir es, daß in der dortigen Gegend zahlreiche Steinbrüche im Betrieb sind, von denen weitaus die meisten auf die Umgebung von Holzmaden, einem Dorfe einige Kilometer westlich von Boll, entfallen. Unser obenstehendes Bild führt uns in einen dieser Schieferbrüche von Holzmaden und zeigt uns sofort die mühsame Arbeit. Wir erkennen an der Wandung des Bruches von oben nach unten erst die erdige Auflagerung mit etwa 2,5 Metern Mächtigkeit, dann folgt das Schiefergestein mit 6 bis 7 Metern, aber der hohe Abraum auf der linken Seite beweist uns, daß keineswegs alle Schiefer brauchbar sind; im Gegenteil, alles was wir auf dem Bild sehen, ist unbrauchbar und wurde nur ausgebrochen, um auf die 60 bis 80 Zentimeter dicke untere Lage des „Schieferleins“ zu kommen, die sich in drei, höchstens vier Platten spalten läßt; sie bilden die Sohle des Bruches auf unserem Bild, und der Unternehmer freut sich, daß er endlich die Abraumarbeit von Wochen durch das Ausheben der Tafeln belohnt sieht.

Was uns aber beim Besuch der Brüche interessiert, ist weniger die technische Verwertung, als das Material der Schiefer und die in ihm eingeschlossenen Reste. Schon das Gestein ist interessant, denn ein Schlag mit dem Hammer belehrt uns durch den Geruch, den es ausströmt, daß der Schiefer reich an Bitumen, d. h. Steinöl ist, und zwar beträgt der Gehalt an Kohlenwasserstoffen bis zu 12 v. H. Natürlich hat man auch schon versucht, dieses Schieferöl auszuziehen oder wenigstens dessen Brennkraft nutzbar zu machen, aber mit zweifelhaftem Erfolg, denn den 12 v. H. Heizwert stehen 88 v. H. Abfall als Schlacken gegenüber. Wenn wir uns aber fragen, woher dieser Bitumengehalt des Gesteins kommt, so bleibt keine andere Antwort, als daß dies die Rückstände von Tausenden und Abertausenden zur Jurazeit abgestorbener Tiere sind, die hier auf dem alten Meeresgrund begraben liegen. Wir brauchen auch nicht lange an dieser alten Grabstätte zu suchen, denn jedes Schieferstück, das wir in die Hand nehmen, zeigt uns Spuren vergangener Lebewesen, nur müssen wir uns daran gewöhnen, daß alles plattgedrückt ist wie zwischen den Blättern eines mächtigen Buches. Da sehen wir auf den Platten in Unmasse die Abdrücke kleiner Muscheln, etwas seltener die von Ammoniten und Belemniten, diesen eigenartigen Leitfossilien aus dem Geschlecht der Tintenfische,

glänzende Schuppen von Fischen oder Knochenreste von Sauriern. Die Arbeiter im Bruch haben uns längst beobachtet, und dienstfertig bringen sie ihre Schätze herbei; da wird uns eine „Krone“ angeboten, aber nur mühsam erkennen wir im Schiefer versteckt den großen aufgeklappten Kelch jener wunderbaren Seelilien oder Pentakrinen, wie sie heute noch aus der Tiefsee von Florida und Japan gezogen werden, und die als Versteinerungen der Voller Gegend schon vor 200 Jahren berühmt waren. Auf schlankem Stiel wiegt sich der in tausend Arme verästelte Kelch, den schon 1724 Hiemer und später an ihn sich anschließend Quenstedt als Schwabens Medusenhaupt beschrieben hat. Auf anderen Platten werden nur glänzende Schulp von Tintenfischen oder auch deutlich erkennbare Fische mit schwarzen, wie poliert aussehenden Schuppen oder wohl ausgeprägten Gräten angeboten. Mit einer gewissen Feierlichkeit werden wir schließlich nach dem benachbarten Lagerplatz geführt vor eine Menge zusammengehöriger Platten, auf denen wir unregelmäßige Wülste und Anschwellungen sehen, die nur mühsam die Gestalt eines großen, fischartigen Tieres

erkennen lassen. Wir werden versichert, daß dies ein „Zierle“ oder gar ein „Prägentier“ ist, und der Sprachkundige weiß, daß dies einen Ichthyosaurus oder Teleosaurus bedeutet. Etwas enttäuscht stehen wir vor den Platten und staunen höchstens über den Scharfsinn der Arbeiter, die mit bloßem Auge das Gestein „durchröntgen“ und das Knochen skelett zu erkennen behaupten. Ganz anders hat sich wohl mancher den Fund eines solchen Drachen vorgestellt, von dem Scheffel den Mönch Nikodemus erzählen läßt:

„... o, dreimal Wunder!  
Wie vergeß' ich jenen wilden Anblicks:  
Vom Geschiefer, das da kam zum Vorschein,  
Kings ungeschlossen, halb darin erhaben,  
Zeigte sich ein ungeheures Steinhaupt,  
Wer da grub, entwich mit lautem Aufschrei.“

Wollen wir aber einen vollen Einblick in die Funde aus diesen Schiefeln bekommen, so begeben wir uns nach dem inmitten des Steinbruchgebiets liegenden Hause des besten Sammlers und Kenners dieser Schichten, Bernhard Hauff, dessen Name einen guten Klang bei allen Museumsvorständen hat. Mit schwäbischer Gastlichkeit werden wir aufgenommen, und mit berechtigtem Stolz führt er uns in seine Arbeits- und Vorratsräume, aus denen seit etwa 15 Jahren fast alle die Prachtstücke hervorgegangen sind, die heute die



Rohmaterial aus den Sammlungen von B. Hauff in Holzmaden.

Zierden der Museen bilden und zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten zugrunde liegen.

Unser nächstes Bild führt uns einige Stücke Rohmaterial vor, unter denen wir zunächst zwei Platten mit Pentakrinen und eine Platte mit dem wenigstens in den Umrissen bloßgelegten Schädel und der Vorderkloffe eines Ichthyosaurus erkennen. Vor diesen Platten hat uns Hauff ein 1,5 Meter langes Stück aufgebaut, das den gewaltigen Schädel eines gegen 15 Meter langen Ichthyosaurus trigonodon in sich einschließt, und in dem Block davor heben sich verschwommen vier Wirbel dieses Riesen ab. Außerdem sehen wir noch links einen sog. „Laibstein“, eine halbrundliche Gesteinskugel, in der die Schuppen eines Fisches (Lepidotus) sichtbar werden, der nur auf das Aufspalten wartet; rechts zwei Blöcke von versteinertem Holz, das als Treibholz in dem Meer schwamm und jetzt eine schwarze, glänzende Gagatohle bildet, die als Jet zu Bijouteriewaren verarbeitet werden kann. Hunderte und Abertausende derartiger unbearbeiteter Stücke sind in den Speichern von Hauff aufbewahrt und lassen die



Menge der Fossilien erkennen, die im Lauf der Jahre in den Schieferbrüchen zutage gefördert werden.

Wir erfahren von unserem lebenswürdigen Führer, daß jährlich durchschnittlich über vierzig Ichthyosaurier gefunden werden, von denen aber nur ungefähr zwei das Prädikat „sehr gut“ verdienen, acht weitere lohnen die Arbeit der vollständigen Ausarbeitung, von ungefähr zwölf sind wenigstens einzelne Skeletteile gut erhalten, während etwa zwanzig so schlecht erhalten sind, daß sie als unbrauchbar wegwerfen werden. Die Länge schwankt zwischen 0,70 und 15 Metern, die meisten sind 1,30 bis 2 Meter lang. Seltener sind die Skelette eines gepanzerten Krokodils, das in Gestalt und Größe dem Gangeskrokodil oder Gavial gleicht und Teleosaurus (der vollendete Saurier oder Krokodilier) genannt wurde. Von diesen Teleosauriern

kommen jährlich etwa fünf Skelette zum Vorschein, von denen eins bis zwei brauchbar sind, und wohl innerhalb fünf Jahren darf man auf ein recht gutes Stück rechnen. Viel seltener sind die Flugsaurier, von denen bis jetzt erst drei mehr oder minder gute Skelette, und die Plesiosaurier, von denen überhaupt nur ein einziges vollständiges Skelett bekannt geworden ist. Das letztere, zu Ehren unseres Kaisers Plesiosaurus Guilielmi II. genannt, bildet die Zierde des Berliner naturhistorischen Museums in der Invalidenstrasse. Die Pentacrinusplatten sind häufiger, und es kann im Jahr auf etwa zwanzig brauchbare, darunter fünf gute Stücke, gerechnet werden. Ungezählt ist die Menge der Fische und Tintenfische, doch ist auch hier der Prozentsatz an wirklich guten Exemplaren ein recht geringer, so daß erstklassige Stücke, wie wir sie in den großen Museen finden, stets als Seltenheiten angesehen werden dürfen.

Wie aber aus diesem Rohmaterial die herrlichen Kabinettstücke entstehen, die wir in unseren Museen bewundern, das lernen wir in dem Arbeitsraum von B. Hauff kennen, den wir nun betreten. Auf Tischen ausgebreitet liegen die Platten eines Ichthyosaurus, der soeben in Arbeit genommen ist, und mit Bewunderung sehen wir, wie hier die sichere Hand des Präparators gepaart sein muß mit der genauesten Kenntnis von der Anatomie des Tieres, um nicht zerstörend mit Meißel oder Stichel zwischen die zarten Gebilde zu fahren. Nicht an einer Stelle löst sich durch derben Schlag das Gestein von dem Knochen, sondern alles muß mühsam und mit Überlegung weggeschabt und gefrazt werden, um einen Teil nach dem anderen bloßzulegen. Erst werden die oberflächlichen dicken Lagen des Schiefers mit

scharfem Meißel abgehoben und so die Umrisse in groben Zügen ausgearbeitet. Dann wird vorsichtig, vielfach unter dem Vergrößerungsglas, mit festen kurzen Messern und Sticheln die letzte Gesteinslage abgeschabt, und hier bedarf es nicht nur der größten Handfertigkeit, sondern auch eines feinen Gefühls, um Schiefergestein und den ein wenig härteren Knochen zu unterscheiden und sofort mit dem Schaben aufzuhören, sobald die Oberfläche des Knochens erreicht ist. Nur der vollständig mit der Natur des Materials Vertraute kann diese Arbeit ausführen, eine unkundige Hand „schindet“ das Tier und verdirbt in kurzem das ganze Fossil. Langsam, sehr langsam schreitet die Arbeit vor, und es bedarf nicht stunden- und tages-

langer, sondern häufig wochen- und monatelanger angestrengter Tätigkeit, um ein Skelett bloßzulegen. Wer nicht selbst schon den Grabstichel geführt hat, kann diese Arbeit nicht schätzen, kennt aber auch nicht die Freuden, die den Kenner erfüllen, wenn er den Verlauf eines Knochens im

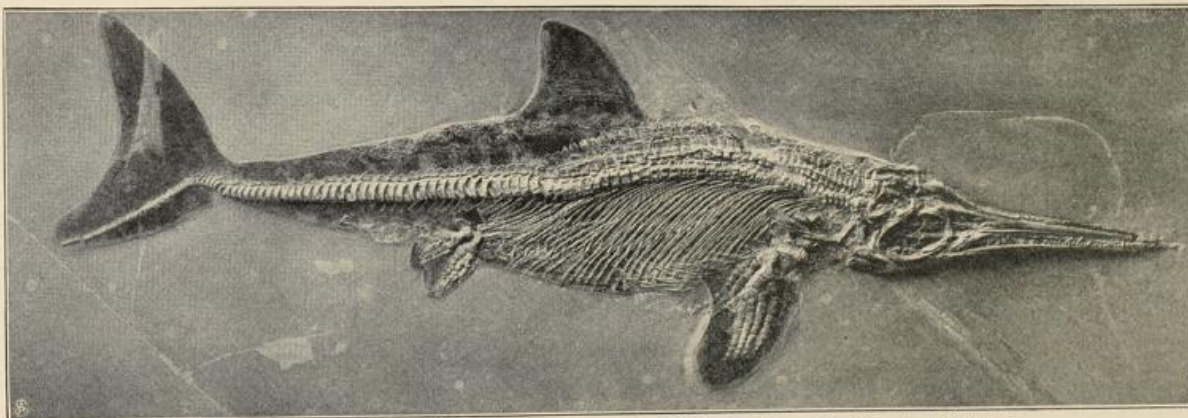
Gestein verfolgt, wenn er gar auf neue, noch nicht gekannte Organe stößt und jeden Tag ein Stückchen, schließlich das harmonische Ganze des Tieres vor Augen sieht.

B. Hauff ist unumstrittener Meister in diesem Fach, und mit Bewunderung für die Technik und die unermüdliche Ausdauer und Geduld sehen wir auf die kostbaren fertigen Präparate von Sauriern, Pentacrinen und Fischen, die in seinem Heiligtum, dem eigentlichen Museum, zum Verkauf ausgestellt sind. Das ist nicht nur Arbeit und Fleiß zum Zweck des Erwerbes, sondern noch mehr Liebe zur Sache, die ihn begeistert, und die Wissenschaft ist diesem Mann zum größten Dank verpflichtet. Ohne ihn würde der größte Teil des Rohmaterials in den Steinbrüchen verschleudert und verloren gehen, und wohl selten würde sich in den Museen ein Präparator finden, der die Stücke so meisterhaft bloßlegt.

Wir wenden uns nun zum Schluß zu den Museen selbst und greifen aus der kaum zu überschendenden Menge der Fossilien aus diesem oberen Liasschiefer, wie sie z. B. im Königl. Naturalienkabinett in Stuttgart in seltener Vollständigkeit ausgestellt sind, eine Tierform heraus, die wir bereits öfter genannt haben, den Ichthyosaurus. Die Häufigkeit sowohl wie seine Größe stempeln ihn zum Herrscher der damaligen Tierwelt, und die genaue Kenntnis seiner Überreste macht ihn besonders interessant. Nach Hunderten zählen die Saurierplatten von Holzmaden in den verschiedenen geologischen Museen der Welt, und was an dem einen Skelett unvollständig ist,



Präparierter Schädel eines Ichthyosaurus  
(1 Meter lang).



Prachtexemplar eines Ichthyosaurus mit vollständigem Skelett und den Umrisse des Körpers.

weist ein anderes auf, ja sogar über die Nahrung und die Fortpflanzung bekommen wir Aufschluß, und selbst einzelne Weichteile der Haut und Muskeln sind uns erhalten geblieben, so daß eine Rekonstruktion des lebenden Tieres nicht nur der Phantasie überlassen ist, sondern sich auf sichere Funde gründet.

Unser drittes Bild zeigt uns den Schädel eines Ichthyosaurus, der nicht im Schiefer gelegen und plattgedrückt ist, sondern aus den eingelagerten harten Kalken oder Stinnssteinen herausgemeißelt wurde und im Rohzustand ähnlich ausgesehen hat wie der große Schädel auf dem voranstehenden Bild. Leicht erkennen wir die lange kräftig bezahnte Schnauze, die allmählich in den Schädel übergeht, und an diesem fällt vor allem das große Auge mit sternförmig angeordneten Knochenplatten zum Schutz der Sklerotika (weiße Haut über dem Glaskörper) auf. Den gesamten Körper des Tieres lernen wir im vierten Bild aus einem Prachtexemplar kennen, das zu den schönsten Stücken von Holzmaden gehört und dessen Ausarbeitung unendliche Sorgfalt erforderte; handelte es sich doch darum nicht allein, das Knochen skelett, sondern auch die gleich einem zarten Hauch zwischen dem Schiefer plattgedrückte Haut und Muskulatur bloßzulegen. An diesem Stück sehen wir, wie der langschlauchige Schädel mit kurzem gedrungenen Hals an den Körper sich angeschlossen. Dieser wird gebildet durch eine lange Wirbelsäule mit einer gleichmäßigen nach hinten sich verjüngenden Kette von Wirbeln, deren Zahl bei ausgewachsenen Tieren nahezu 200 beträgt, während die jungen Exemplare viel weniger Schwanzwirbel haben. Jeder Wirbel ist, wie bei den Fischen, tief vorn und hinten eingesenkt, so daß die Wirbelsäule einer langen Reihe von Dambrettsteinen gleicht. An die Wirbel schließen die Rippen an, die einen mächtigen walzenförmigen Kumpf mit der Brust- und Bauchhöhle umschließen. Besonders interessant sind die Extremitäten, denn diese sind keine Füße zum Gehen, sondern Paddeln zum Schwimmen und bestehen aus einer großen Anzahl von vieleckigen Platten, in denen wir die zum Schwimmorgan umgewandelten Hand- und Fingerglieder erkennen. Wir sehen ferner, daß die Vorderflosse viel größer als die hintere Flosse war, und daß beide von Haut umgeben waren, die eine ähnliche Paddel bildete wie bei den Walfischen und Delphinen. Außerdem erkennen wir aber noch ganz deutlich an diesem Prachtstück, daß sich auf dem Rücken eine große Flosse erhob, ebenso wie der Schwanz in einer kräftigen, nach oben gerichteten Flosse endigte.

Es ist selten, daß wir ein vorweltliches ausgestorbenes Tier so vollständig kennen wie den Ichthyosaurus, und es ist

deshalb auch für den Paläontologen, den Forscher der alten Lebewesen, nicht schwierig, sich ein klares Bild von dem Aufbau des Tieres und von dessen Leben zu machen. Der Ichthyosaurus war, wie auch sein Name ausdrückt, ein echter Fischeurier und lebte ausschließlich im Meer, er konnte, nach dem Bau seiner Extremitäten zu schließen, das Land überhaupt nicht betreten und war so an das Wasser gebunden, daß er nicht einmal seine Eier auf dem Lande ablegen konnte. Infolgedessen ging die Entwicklung der Jungen auch nicht normal vor sich, sondern entgegen der sonst bei den Reptilien beobachteten Weise im Mutterleib; das Tier war lebendig gebärend wie die Säugetiere. Trotzdem war der Ichthyosaurus aber weder ein Fisch, noch ein Säugetier, wie etwa die Wale und Delphine, sondern ein echter Saurier, d. h. ein Reptil. Was ihn so eigentümlich fischartig gestaltete, war nur die Folge der Anpassung an das Leben im Meer, und hier ging die gleiche Umwandlung vor sich, wie wir sie auch bei anderen Tiergruppen beobachten. Der ganze Körper wurde dem Schwimmen angepaßt, der Kumpf wurde glatt, walzenförmig, vorn und hinten zugespitzt wie ein Torpedo, die Füße wurden allmählich zu Paddeln, und die Ruderbewegung wurde unterstützt durch die große Schwanzflosse. Ebenso wie der Delphin unter den Säugetieren, so erreichte auch der Ichthyosaurus unter den Reptilien den höchsten Grad der Anpassung an das Wasserleben, und bei beiden ist deshalb auch die Körperform sehr ähnlich und gleicht der des vollendeten Wassertieres, des Fisches.

Bei einer solchen Ähnlichkeit in der Körperform muß auch die Bewegungsart und das Leben vom Ichthyosaurus und Delphin ein gleiches gewesen sein: als lange Dünung wälzten sich die Bogen des Jurameers über die Gebiete des heutigen Schwabenlandes, und in ähnlich munterem Spiel, wie die Delphine jetzt, tummelten sich unsere Saurier in den Wellen, zuweilen hoch aufschnellend, zuweilen das Wasser pfeilschnell durchfurchend, um einen Fisch oder Tintenfisch zu erschnappen; denn es waren gierige Räuber, ebenso wie der Teleosaurus.

Doch genug, denn unsere Phantasie könnte uns sonst zu weit führen, und wir wollen uns auf das beschränken, was uns in untrüglicher Schrift die Schieferbrüche von Holzmaden erzählen, wenn es auch noch so weit zurückreicht in die Urzeiten unserer Erde. Was wir hier vor uns sehen, ist kein Truggebilde, sondern es ist Klarheit und Wahrheit und jedem zugänglich, der es versteht, die Steine zum Reden zu bringen und die versteinerten Skelette wieder ins Leben zurückzurufen.

## Georg Bangs Liebe.

(Schluß.)

Roman von Karl Rosner.

Das war ein kleiner Leichenzug, der Frau Marie Bang, der stillen Frau, das letzte liebende Geleit hinaus nach jenem alten Friedhof in Nußdorf gab, wo die Verstorbene an der Seite ihres Mannes und seiner Eltern noch eine Grabstelle besessen hatte.

Noch in der Kirche waren's mehr gewesen.

Da hatte sich bei ihrem schwarz verhangenen Sarg, vor dem in silbernen Leuchtern die hohen Kerzen brannten und der Priester betete und seinen Segen sprach, um Georg und Sephi so mancher eingefunden, mit dem die Gütige auf ihrem herben Lebensweg zusammengetroffen war: der Chef und eine Angestellte aus dem Geschäft, für das die jetzt so stillen Hände durch so viel lange Jahre emsig gestickt hatte, die Nachbarn aus dem alten Hause, und mancher andere.

Da war auch Herr Schleizer, der Hausinspektor, auf Georg zutreten, hatte ihm lang' die Hand gedrückt und

dann in schmerzvoller Ergrißtheit, während er sprach, mit seinem blauen Taschentuch den schwarzen hohen Hut immer wieder gestreichelt.

„Na, wie s' doch is', die Welt, Herr Bang, jetzt hat 's halt die Frau Quatter a derglängt . . . A so a Frau, und über fünfzwanzig Jahr im Haus . . . Und nie kein Anstand net . . . so a Partei, die derf ma' suachen heutzutag! Wie lang is' her, daß i' bei ihr g'west bin zum letztenmal? A Vierteljahr — wie s' damals no' so g'redt hat, ja. Der hätt' der Himmelvater scho' noch a paar Jahrln schenken derfen, g'rad wo s' doch jetzt So wieder dag'habt hat. Mein Gott, ja, wann i' denk', wie stolz daß' immer g'wesen is' auf ihren Georg . . .“

Er nickte schwer und sah hernieder auf dieses blaue Taschentuch, das als der einzig helle Fleck aus seiner Trauerkleidung stach.

Und als Georg gleichfalls schwieg, meinte er noch:  
 „No ja, Herr Bang, 's bleibt keim net aus . . . Mir hab'n 's zu derwarten, dö Seliche hat's überstanden, da macht's der Hergott, wie's die Leut mit ihre Häuser machen. Am End' wird demaliert und wird was Reiches hing'stellt . . . Soll's sanft ruh'n, die Frau Quatter.“

Dann aber, als die Feier in der Kirche beendet war, da war auch einer um den anderen gegangen. Und als der Sarg dann durch die Straßen fuhr, hinaus zu seiner stillen Stätte, da fuhr ein einziger Wagen hinter ihm, der Wagen, in dem Georg und Sephi sahen.

Schulter an Schulter ruhten beide, und ihre Hände hielten sich umgriffen.

Ein tränenmüder Frieden war in ihnen, und all der heiße Schmerz war still geworden.

Durch die Fenster des Wagens sahen sie die Menschen draußen schreiten und sahen sie die Häuser und die Straßen vorüberziehen. Und all die Bilder, die da kamen, belebten sich in Georgs wehmüthvollem Sinnen mit der Gestalt der Heimgegangenen.

Über die Schwarzenbergbrücke ging's — wie oft war sie, als er noch ein Bub war, des Sonntags hier mit ihm in den Schwarzenberggarten geschritten — und über den Ring rollten die Räder des ernstern Trauerwagens, und durch die Stadt. Sie kamen an der Augustinerkirche vorbei, in der Georg oft mit seiner Mutter in stiller Andacht und Ergriffenheit vor dem wundervollen Werk Canovas, dem Grabmal der Maria Christina, gestanden hatte, und er sah im Geißt das Bild des müden Greises, der da am Arm einer milden Führerin schmerzlos aus diesem Leben schreitet. Und er mußte denken: Jetzt ist auch sie eingegangen in jenes dunkle Tor . . .

Am Josephplatz ergriff er fester Sephis Hand.

„Weißt du es noch, hier war das Naturalienkabinett, hier waren wir mit deinem Vater.“

Sie gab den Druck der Finger wieder: „Ja . . .“

„Wie lang's doch her ist! Jetzt ist in den Räumen die Bibliotheke.“

Dann war es wieder still. Nach einer Weile sprach Georg aufs neue:

„Dein Vater damals — und die Mutter heute . . . das sind die beiden Menschen, die mir die liebsten waren . . . jetzt hab' ich nur noch dich . . .“

Da sagte sie kein Wort, sie machte nur die Hand aus seiner frei und schob mit zitternden Fingern den schwarzen Schleier beiseite. So bot sie ihm mit tränenfeuchten Wangen den Mund zum Kuß.

Weiter rollte der Wagen, die Viechtensteinstraße hinaus und dann durch das stillere vorstädtische Treiben. Und wieder sahen beide, Georg und Sephi, in stillen Träumen hinaus zu den Scheiben, an denen so nah — und doch so traumhaft fern zugleich — das Alltagsleben vorüberschritt.

Hier und da blieb einer von den Menschen stehen und zog den Hut vor der Entschlafenen, die unter Blumen zu ihrer letzten Stätte fuhr.

Georg sah das, und ein Gefühl des Dankes kam über ihn zu diesen Fremden, die vor der Heiligkeit des Todes ihr Haupt entblößten.

Zimmer freier ward die Gegend, durch die sie fuhrten. Kleine Gärten standen zu den Seiten der Straßen, und heinahe dörrlich wurde das Wesen ringsum. Und Georg nickte Sephi zu, als der Wagen endlich den kleinen Hügel aufwärts fuhr . . .

Dann hielten sie.

Vor ihnen hoben die Männer den Sarg hernieder und trugen ihn hinein durch die Pforte des Friedhofs, der von der Menge längst nicht mehr benutzt wurde, der nur ganz selten noch in seinem Schoß ein abgelauenes Leben bettete — wenn einer von den Wenigen verschieden war, die hier aus alter Zeit noch eigene Gräber besaßen.

Kaum zwei, dreimal im Jahr tat sich die Pforte auf für solche Gäste.

Und zwischen alten eisenüberspannenen Kreuzen, zwischen Säulentumpfen und Obelisken, um die zerweht vom Sturm des Herbstes und hier und da verdeckt vom jungen Schnee das dürre Kraut der abgeblühten Blumen stand, trug man die Mutter Georgs die Anhöhe hinauf, hin zu dem Stein, auf dem in matt gewordenen Buchstaben der Name seines Vaters stand.

„Hier ruht in Gott Tobias Bang . . .“

Als sie den Sarg zur Erde setzten, ergriff Georg und Sephi noch einmal der heiße Schmerz des großen Scheidens. Da drückte er die Lippen aufeinander und zog das Mädchen, das den Tränen nicht mehr wehrte und das ihm schmerzenvoll am Arm hing, fest, fest an sich.

Still war der Priester an den Sarg getreten — ein junger Mann mit herben, strengen Zügen, bleich in dem schwarzen Kleid, das er trug.

Georg sah, wie er sein Köppchen vom Haupt nahm, wie er den Beihwedel empfing von dem Begleiter und segnend dann das Kreuzeszeichen über dem Sarg beschrieb. Und er hörte, wie die fremden Worte des lateinischen Gebets von den jungen strengen Lippen rannen — wie aus weiter Ferne schien ihm der Klang zu kommen.

Leise strich der Wind über den Hügel. Er spielte mit den schwarzen Schleiern Sephis, daß die zu Georg wehten und seine Wangen streiften, und trug den winterlichen Duft des Waldes und der Felder draußen über den Sarg der toten Frau, gleich einem letzten Grüßen dieser Erde.

Wie etwas Fremdes schien Georg das Beten dieses jungen Priesters.

Da sollte eine ruhen, die eine Heilige gewesen war als Mutter, die brauchte diesen Segen nicht.

„Mutter . . .!“ sagte er leise und zog Sephis Arm fester in den seinen.

Wie ein Gelöbniß für sein Leben war ihm dies eine Wort . . .

Dann sahen sie wiederum im Wagen und fuhrten heim, während das Bild des letzten Ganges mit der Toten in ihren Seelen lebte.

„Schön ist's da oben,“ sagte Georg, „die Mutter könnte nirgends schöner ruhen . . .“ Und er dachte des weiten Blickes, der von dem Hügel, weg über die alten Gräber und ihre niedere Friedhofsmauer, hinaus in's Weite all der Felder ging. „Und still . . . so ein verlassener Garten.“

Sie nickte nur, und wortlos gingen die Sekunden. Dann aber sagte sie mit einer lieben Stimme, in der die Tränen noch ein wenig zitterten und die doch seinen Schmerz schon trösten wollte: „Wie's erst im Frühjahr schön sein wird . . . Georg, da will ich Rosen pflanzen auf das Grab. Und wenn dann alles blüht, dann wollen wir sie oft besuchen . . .“

Da zog er sie in all dem Leid, das noch in ihm erbebt, an sich.

„Du Gute, du! Du meine . . .!“

Und aus dem Weh der Stunde wuchs das Sehnen, die Brücke, die vom Schmerz um das Verlorene hinüberwies in ein neues Leben.

Wenn erst der Frühling kam . . .

Dann wollten sie zusammen an dem Grabe stehen, und wo jetzt dürre Blätter hingen, blühten Rosen. Dann lagen all die Felder grün an grün, und aus dem Efeu riefen Vogelstimmen.

Dann war das Leid gemildert und geklärt, und nur die Liebe träumte noch von der, die hier auf diesem stillen Plätzchen ruhte.

Ernst gingen die Tage an den Kindern der Frau Marie Bang vorüber.

Der Schmerz, den sie gemeinsam litten, stand oftmals noch groß vor den beiden da, und er war es, der

sie noch enger zusammenführte als das Leben dieser Jahre je vorher.

Mehrmals in diesen arbeitsreichen Tagen, wenn Georg hinter seinem Pult stand, griff ihn ein jäh erwachendes Erkennen von dem, was er verloren hatte, so wehevoll ans Herz, daß er nicht anders konnte, als alles lassen, wie es lag — und zu der einen eilen, die seinen Schmerz allein verstand. Und wenn er die dann fand in dieser leeren Wohnung, in der ein jeder Schritt und jeder Blick an die gemahnte, die hier ein Leben lang geschaffen hatte — und nun fehlte, dann wußte er, daß für Sephi sein Kommen gleich erlösend war wie für ihn selbst.

In einem solchen Tag war es auch, daß Georg, wie er den Hof betrat, die Männer dort sah, die die zwei alten Bäume fällten . . .

Da eilte er schneller noch die Treppe hinauf, während von unten die Arthiebe erklangen und das Rischen des Sägeblattes hörbar war, das durch die alten Stämme schnitt, die er seit seiner frühen Kindheit liebte . . .

Wie er dann oben eintrat und Sephi sah, an der die roten Augenlider trotz des Lächelns die schwere Stunde verrieten, die auch sie verbrachte, da war's ihm klar, daß er sie hier nicht länger lassen durfte.

Am nächsten Tag schon war in jenem Zimmer, das hinter Georgs Buchladen lag und einstmals des Herrn Franz Schneeberger „Antiquariat“ beherbergt hatte, ein Schreibtisch und ein Arbeitsplatz für Sephi eingerichtet. Der Raum, der früher so erfüllt gewesen war, daß er kaum Platz für einen Menschen bot, war, seit die wachsenden Bestände ein eigenes Magazin erforderten, wohnlich und hübsch geworden.

Hier sollte Sephi bei ihm sein in dieser herben Zeit, daß sich das Weh der Einsamkeit in ihr und ihm — die doch nicht einsam waren! — nicht mehr so mächtig sollte regen können.

So wurde ihm die Geliebte auch zur Gefährtin seiner Arbeit. Und Hand in Hand schritten sie durch die Tage, in denen die Erinnerung an die Mutter gemach die Schmerzlichkeit verlor.

Und dann kam der Frühling.

Er brachte die Rosen für das stille Grab, auf dessen Stein nun unter jener alten Inschrift die neue stand: „Hier ruht in Gott Marie Bang . . .“ und brachte die grünen Felder und die Vogelstimmen draußen und das Blühen in den Herzen der beiden Menschenkinder, die sich liebten.

Niemals vorher war in den beiden das staunende Erkennen für die Wunder des neuen Weltens rings umher so wach gewesen wie in dem Frühling, der auch ihnen ein neues starkes Blühen brachte nach all dem Welken, das gewesen war.

„Drei Zimmer — ja, so sollt ihr's machen . . .“

Die Worte der Frau Bang schwebten ihnen vor, als sie in dieser Zeit die neue Wohnung nahmen, und vor sich sahen sie dabei das müde, gütige Gesicht mit dem verträumten Lächeln, das so viel mehr verschwieg, als es verriet. Ob Georgs Mutter damals nicht gewußt hatte, daß sie in dieses neue Heim nicht mehr mit übersiedeln würde? Ob in den stillen Augen nicht gestanden hatte: Ja — macht es so — ich aber will in meinem alten Hause sterben . . .?

Oft mußten sie nun daran denken, während sie gemeinsam die Einrichtung des neuen Heims betrieben, in das — als Spizhake und Schaufel dem alten, stillen Haus zu Leib gingen — Sephi, erst allein noch, zog.

Wie dort, so brachten sie auch hier die Abende gemeinsam zu, und immer sahen sie in jenem Raum, den Georg stets der Mutter Zimmer nannte. Da waren, wie er es der Kranken damals gesagt hatte, die alten Möbel so wie einst gestellt, da sollte auch im neuen Leben ein Platz verbleiben, der die Heimgegangene ihm und Sephi stets lebendig hielt.

Eng aneinander geschmiegt saßen sie da und sprachen von ihrer Liebe und träumten von ihrer Zukunft, während, wie

früher auch so oft, die Lampe auf dem Tisch brannte und das Ticken der Uhr in ihr tiefes Glück den Pulsschlag der Stunden wob.

Und wie die Zukunft, die sie sinnend malten, so zog an solchen Abenden auch die Vergangenheit vor ihren Augen hin. Dann sprachen sie und sprachen immer wieder, und konnten nie genug erzählen aus ihrem Schatz gemeinsamer Erinnerung. Da ward Hans Gerold — Sephis kleiner Bruder und Georgs erster Freund aus seinen Knabenjahren — wach und ging, wie damals im Matrosenanzug mit breitem Strohhut und mit frohen Augen, durch ihr Träumen. Da stand Herr Heinrich Gerold wiederum vor ihnen mit seinem trauervollen Lächeln, das so gütig war, mit seiner Liebe, die stets gab und schenkte, und seinem Weh, das ihn dann überwand. Und auch die schöne Frau mit ihrem reichen blonden Haar und ihren weißen Händen schritt durch des Georg und der Sephi Simmen — und Herr Schneeberger und die Mutter Georgs . . .

Wie eine Welt für sich und reich — so überreich schien ihnen beiden ihre Jugend.

Und wenn sie dann nach solchen Stunden, eh' Georg schied, noch an das Fenster traten und mit heißen Wangen niedersahen auf die Straße, in der das Treiben all' der Tausende noch wogte, dann fühlten beide erst so ganz, wie unzertrennlich diese Jugend sie zusammenhielt!

In stetem Wechsel zog der Strom der Menge. Da schritten Tausende, und keiner teilte, was sie gemeinsam durch die langen Jahre getragen hatten. Ein jeder trug die eigenen kleinen Sorgen, und jedem schien das eigene Schicksal groß und bedeutungsvoll vor jedem anderen.

Groß und bedeutungsvoll . . . ?

Da hielten sie wohl inne — und einmal war's, daß Georg unvermittelt sprach:

„Was wir zusammen erlebt haben, ist uns so viel — uns beiden. Oft, wenn ich es so überdenke, ist mir's, als wär' es so viel mehr als die Jugend von den meisten anderen — und doch, was bin ich denn . . .?“

Als sie ihm darauf fragend in die Augen sah und ihm, da er vom Fenster weg zurück ins Zimmer trat, die Hände auf die Schultern legte, fuhr er zu reden fort:

„Ein Wiener Buchhändler . . . bald auch ein junger Ehemann, der glücklich ist wie keiner sonst . . . Aber als Mensch?“

Er schüttelte den Kopf und mußte lächeln.

„. . . schließlich doch einer . . . nicht? . . . von denen grade zwölf aufs Duzend gehen . . . ich meine einer, der kein besonderes Licht ist vor dem Herrn, und der aus dem bescheidenen Kreis seines Lebens nicht über all den Durchschnitt ragt . . .“

Da schlang sie ihre Arme fest um seinen Hals und wiegte ihren feinen Kopf und küßte ihn.

„Du Dummer!“ sagte sie, „du Dummer, du!“

Und ohne daß sie dem ein Wort verliehen hätte, fühlte er, was sie empfand: daß nicht sein Dasein nach der Außenseite der rechte Maßstab für sein Leben war und auch nicht für die Tiefe jener Liebe, die ihn und sie verband.

Aber nicht nur solche Tage, an denen die Erinnerung wachte und dieser beiden jungen Menschen Herzen mit ihrer Träumerei erfüllte, brachte das Frühjahr, es führte Georg und Sephi auch durch Abende voll heißer Sehnsucht, an denen all ihre lang' verhaltene Zärtlichkeit sich überstark in ihnen regte.

Dann küßte er das spröde blonde Haar, die weichen Wangen und den Mund, um den es wie ein stilles Blühen lag. Er sah, daß jenes frühe Welken, das einst — in den vergangenen schweren Tagen — drohte, wieder geschwunden war aus diesen zarten Zügen, und ihn erfüllte heißes Glück.

Dann hielten sie sich wohl im Dämmerlicht in durstiger Liebe eng umschlungen und riefen unter Küßen nach

der Zeit, da es für sie kein Auseinandergehen mehr geben sollte!

Und mit dem Blühen all der vollen Rosen, die auf dem Grabe der Frau Bang von Georgs und Sephis Liebe zu der Toten sprachen, kam die Zeit.

Als sich der Frühling mit dem Sommer zum Gruß die Hände reichten, ward Sephi Georgs Frau.

Sie hatten nicht den Ablauf ihres Trauerjahres abgewartet, sie wußten, daß die Heimgegangene, die dort am Fuß des

Wienerwalds, im Duft der Felder, die zur Ernte reiften, den ewigen Schlummer schlief, die Liebe ihrer Kinder segnete.

Und beide fühlten ihre reife Liebe und sehnten sich nach jenem Hafen, in dem kein Sturm des Lebens draußen sie mehr trennen konnte.

Still war in ihrer äußeren Form die Feier, die Georg Bang mit Sephi verband, doch den zwei Menschen, die sich seit den Tagen ihrer Kindheit liebten, war dieser Tag das Ziel ihres Lebens.

## Die Hygiene der Kinderstube und des Kinderwagens.

Von Privatdozent Dr. Trumpp in München.



Es geht eine mächtige Bewegung durchs ganze Reich. Im „Jahrhundert des Kindes“ wollen auch die Deutschen nicht zurückstehen in Reformen, die der leiblichen und geistigen Wohlfahrt des Kindes dienen sollen. Man plant zunächst umfassende Aktionen, um der bei uns noch übergroßen Säuglingssterblichkeit Einhalt zu tun, und seitdem dieser Bewegung in unserer Kaiserin eine so eifrige Gönnerin erwachsen ist, hat sie ungeahnt rasche Fortschritte zu verzeichnen. Möge die angesachte Begeisterung noch recht lange vorhalten, so lange, bis die Neuerungen in alle Kreise der Bevölkerung Eingang gefunden und den Kampf gegen alte, schlechte Gewohnheiten, Vorurteile und Aberglauben siegreich bestanden haben. Möge auch die allgemeine Aufmerksamkeit nicht nur an Einzelheiten haften bleiben, wie „natürliche Ernährung der Säuglinge“, „Beschaffung einwandfreier Kindermilch“ usw., sondern möge sie sich der gesamten Säuglings- und Kinderpflege zuwenden, in der es noch so viel zu bessern und zu erneuern gibt.

Aus diesem großen Gebiet sei heute ein Thema herausgegriffen, das von vielen noch allzu wenig beachtet wird: die Hygiene der Kinderstube.

Ein Kind braucht zum Gedeihen nicht nur fehlerlose Nahrung, sondern auch sorgsamste Pflege und Wartung, Sonne, Licht und freie Bewegung.

Das Kind soll, wenn irgend möglich, im Elternhaus sein eigenes Reich haben, in dem es tunlichst frei schalten und walten kann, in dem es die Luft nicht mit einer ganzen Anzahl Erwachsener zu teilen braucht, in dem es nicht beständig in seiner Ruhe gestört wird, in dem es sich völlig heimisch fühlt und sich unbewußt ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl für die ihm anvertrauten Sachen aneignet.

Damit seien die hygienischen und erzieherischen Vorteile, die ein Kinderzimmer bieten kann, nur angedeutet. Sie sind so groß, daß man allen Eltern, die nur einigermaßen über die nötigen Mittel verfügen, dringend raten muß, ihren Kindern diese Wohlthat angebedeihen zu lassen. Bedauerlicherweise steht es aber mit der Hygiene der Kinder vielfach nicht besser als mit der Hygiene der Wohnung. In manchen Familien richtet und putzt man Kinder und Wohnung nur zum Schein für Besucher, an Sonn- und Feiertagen. Sobald und soweit sie aber den Augen der bewundernden oder neidischen Freunde und Nachbarn entzogen sind, werden beide oft arg vernachlässigt. Für den Ausputz der Kinder auf der Straße verwendet man viel Mühe und oft unverhältnismäßig viel Geld; daheim aber hat man keine Zeit, sie auch nur ordentlich und sauber zu halten, und das Einkommen reicht wohl dazu aus, eine sogenannte Gute Stube, nicht aber auch noch ein eigenes Kinderzimmer einzurichten. Als ob die Kinder nicht das Beste, Schönste und Kostbarste wären, was uns das Leben bietet, als ob irgend eine Mühe für sie zu viel sein könnte, als ob sie nicht mehr Anrecht auf die beste Stube im Hause hätten als irgend ein noch so intimer Freund und Bekannter!

Vielleicht bemerkt sich manche unerfahrene Mutter noch zur rechten Zeit, schafft energisch Wandelung in ihrer eigenen

verkehrten kleinen Welt und setzt an die Stelle der verschlossenen kalten Pracht des Besuchszimmers ein lebenswarmes, glückverheißendes Kinderparadies, während sie den fremden Gästen bietet, was sie danach eben noch zu bieten vermag. Bei dieser Reform wollen wir Ärzte gern mithelfen. Damit aber der Erfolg auch wirklich der aufgewendeten Mühe entspricht, möchten wir gleich alle unsere hygienischen Wünsche vorbringen.

Ein Kind braucht Sonne. Ihr Licht stimmt den Menschen froh, ihre Strahlen töten die gefährlichen Krankheitskeime sicherer als irgend ein anderes Desinfektionsmittel. Man meide deshalb Nordwohnungen, Bohnungen, die in enge Hofräume eingebaut sind, in denen der Arzt ein fast beständiger Gast wird, und wähle jedenfalls für die Kinder ein Zimmer, das der Sonne zugänglich, nach Süden oder nach Westen gelegen ist.

Ein Kind braucht Licht. Die Kinderstube soll deshalb so viel Fensterraum haben, daß sie hell und freundlich ist. Die Fenster müssen frei zugänglich bleiben, damit man keine Mühe hat, sie zu öffnen, und dürfen auch nicht mit schweren Vorhängen verhängt werden, die Sonne, Licht und Luft abhalten und nur als Staubfänger dienen. Will man durch Vorhänge dem Zimmer ein freundlicheres Gepräge geben, so fertige man sie aus glatten, leicht waschbaren Stoffen an.

Zur künstlichen Beleuchtung verwende man eine gut konstruierte Petroleumhängelampe, besser noch elektrisches Licht. Am wenigsten eignet sich Gas, das die Luft zu sehr erwärmt und austrocknet, häufig schädliche Beimengungen enthält und hemmend auf die Kohlenäureabgabe des Menschen wirkt.

Alle Beleuchtungskörper müssen durch Schirme abgeblendet und so angebracht sein, daß sie von den Kindern weder berührt noch beschädigt werden können. Das Aufstellen eines Nachtlichtes ist wegen der Luftverschlechterung nicht zu raten.

Ein Kind braucht reine Luft, und zwar viel Luft, denn die Luftverderbnis durch Kinder ist verhältnismäßig größer als durch Erwachsene; unreine Luft aber ist nächst mangelhafter Pflege und Ernährung eine der häufigsten Krankheits- und Todesursachen.

Der größte Raum der Wohnung ist deshalb gerade gut genug für die Kinder. Er muß zudem leicht zu lüften sein durch entsprechende Zahl und Lage von Türen und Fenstern, allenfalls durch eigene Ventilationsvorrichtungen an den Fenstern. Im Sommer wird man durch Offenhalten der Fenster bei Tag und Nacht für Lüfterneuerung sorgen; im Winter durch Herstellen von Zugluft, indem man alle zwei Stunden gleichzeitig für zwei bis drei Minuten Türen und Fenster öffnet, wodurch das Zimmer gründlich durchlüftet und in der kurzen Zeit doch nicht durchkühlt wird. Die Kinder bringt man während dieser Zeit ins Nebenzimmer. Das würde natürlich unsere Ansprüche an frische Luft noch nicht befriedigen, allein es findet ja im Winter infolge des großen Temperaturunterschiedes zwischen Innen- und Außenluft auch eine natürliche Ventilation durch Wände und Fensterrahmen hindurch statt. Auch der geheizte Ofen wirkt als Regulator.

Daß ein gewisses Gefäß nach seiner Benutzung sofort entfernt und danach das Zimmer gründlich gelüftet werden muß, braucht wohl kaum besonders betont zu werden.

Die Luft der Kinderstube muß aber nicht nur rein, sie muß auch warm und nicht zu trocken sein. Ihre Temperatur betrage für gesunde Säuglinge 19 bis 20 Grad Celsius, für ältere Kinder 17 Grad Celsius.

Die Warmhaltung besorgen Sonne und Ofen. Die natürliche wie die künstliche Wärme müssen wir genau regulieren; nicht nach unserem oft recht mangelhaft ausgebildeten Wärmesinn, sondern nach dem Thermometer, der in keinem Kinderzimmer fehlen darf.

Meint es die Sonne im Sommer gar zu gut, so müssen während der Mittagsstunden die Türen geöffnet, die Fenster geschlossen und die Rollläden herabgelassen, doch so gestellt werden, daß noch genügend Licht einfällt. Man versäume das ja nicht, denn Überhitzung ist den Kindern mindestens ebenso schädlich wie Erkältung.

Im Winter kontrolliere man genau den Ofen, daß er des Guten nicht zu viel und nicht zu wenig tut, auch keine schädlichen Verbrennungsgase ausströmen läßt. Die gesundeste künstliche Wärmequelle ist ein mit Buchenklößen geheizter Kachelofen. Bei Zentralheizung wird die Luft leicht zu trocken, und es stellen sich infolgedessen chronische Katarthe ein. Das Gleiche gilt von den Dauerbrennern, die zudem nachts die Luft zu warm halten. Die Kinder sollen aber im kalten Zimmer schlafen, was sich schon bei Säuglingen auch im Winter durchführen läßt, wenn sie nur in einem Raum liegen, der Tags über von der Sonne bestrahlt und vom Ofen durchwärmt, nachts nicht zu sehr auskühlt.

Das Kind bedarf der Reinlichkeit, nicht nur an sich selbst, sondern auch in seiner Umgebung. Es ist selbstverständlich, daß die Kinderstube täglich gepußt und gefeiert wird. Das läßt sich in der erforderlichen Weise nur bei entsprechender Einrichtung und Möblierung des Zimmers ausführen.

Der Fußboden muß glatt und ohne Fugen und Risse sein, die einen gefährlichen Behälter für Schmutz und Krankheitskeime abgeben. Er muß ferner so beschaffen sein, daß man ihn unbeschadet feucht abwischen kann. Ein gut gefügter Hartholzboden (Parkett) ist unter allen Umständen einem Fichtenbretterboden vorzuziehen. Trockenes Kehren des Bodens ist vergebliche Arbeit, denn der aufgewirbelte Staub wird nur von einer Stelle auf eine andere verlegt; zudem ist es äußerst gesundheitschädlich, denn der mit Krankheitskeimen beladene Staub wird von den Kindern später eingeatmet.

Staub ist überhaupt ein böser Feind der Kinder, es muß deshalb alles geschehen, um seine Ansammlung in der Kinderstube zu verhindern. Schon die Wände sollen glatt, ohne Studverzierung, nicht mit Tapeten (deren Farben oft Arsen enthalten) oder Stoffen bekleidet, sondern einfach geweißt oder bis zu halber Höhe mit Öl- oder Emailfarbe gestrichen sein.<sup>\*)</sup> Dabei sollen die Wände doch nicht schmucklos sein, denn freundliche Umgebung wirkt erheitend aufs Gemüt und damit förderlich auf den Gesundheitszustand. Man hänge deshalb einige Bilder auf oder lasse die Wände bemalen. Die Bilder müssen einfach, dem Sinn und Verständnis der Kinder angepaßt, jedoch nicht plump und karikaturenhaft sein. Getünchte Wände werden halbjährlich geweißt (was bei den Bauern im bayerischen Gebirg von alters her der Brauch ist), gestrichene Wände werden von Zeit zu Zeit abgewaschen. Staub und Krankheitskeime werden auf diese Weise sicherer entfernt, als dies durch Desinfektion des Zimmers möglich ist.

Ferner dulde man keinerlei Staubfänger im Zimmer: schwere Vorhänge, Teppiche, mit Stoff bezogene Möbel.

Eine sehr ergiebige Staubablagungsstätte, die bei der Reinigung des Zimmers meist übersehen wird, bietet das Kapital des Ofens. Es sollte, wie bei den Dörserschen Ofen, kuppel-

<sup>\*)</sup> Bestreichen der ganzen Wand mit Öl- oder Emailfarbe hemmt die natürliche Ventilation.

oder pyramidenförmig gebaut sein, damit es von unten her leicht abgewischt werden kann.

Das Kind braucht Bewegungsfreiheit. Darum wähle man als Kinderzimmer einen möglichst großen Raum, in den man nur die allernotwendigsten Möbel, und zwar an die Wand stellt, damit die Mitte frei zum Spielen und Herumtollen bleibt. Tisch, Bank, Stühle, einen Schrank für Kleider und Spielzeug, und etwa noch eine „Gehschule“ für Kinder, die das Laufen lernen.

Die Möbel sollen in einfachen Formen gehalten, ohne scharfe Ecken und Kanten sein, damit sich die Kinder nicht verletzen. Sie sollen mit Öl- oder Emailfarbe gestrichen werden, damit man sie leicht, nach etwaigen Krankheiten auch mit desinfizierenden Lösungen abwaschen kann.

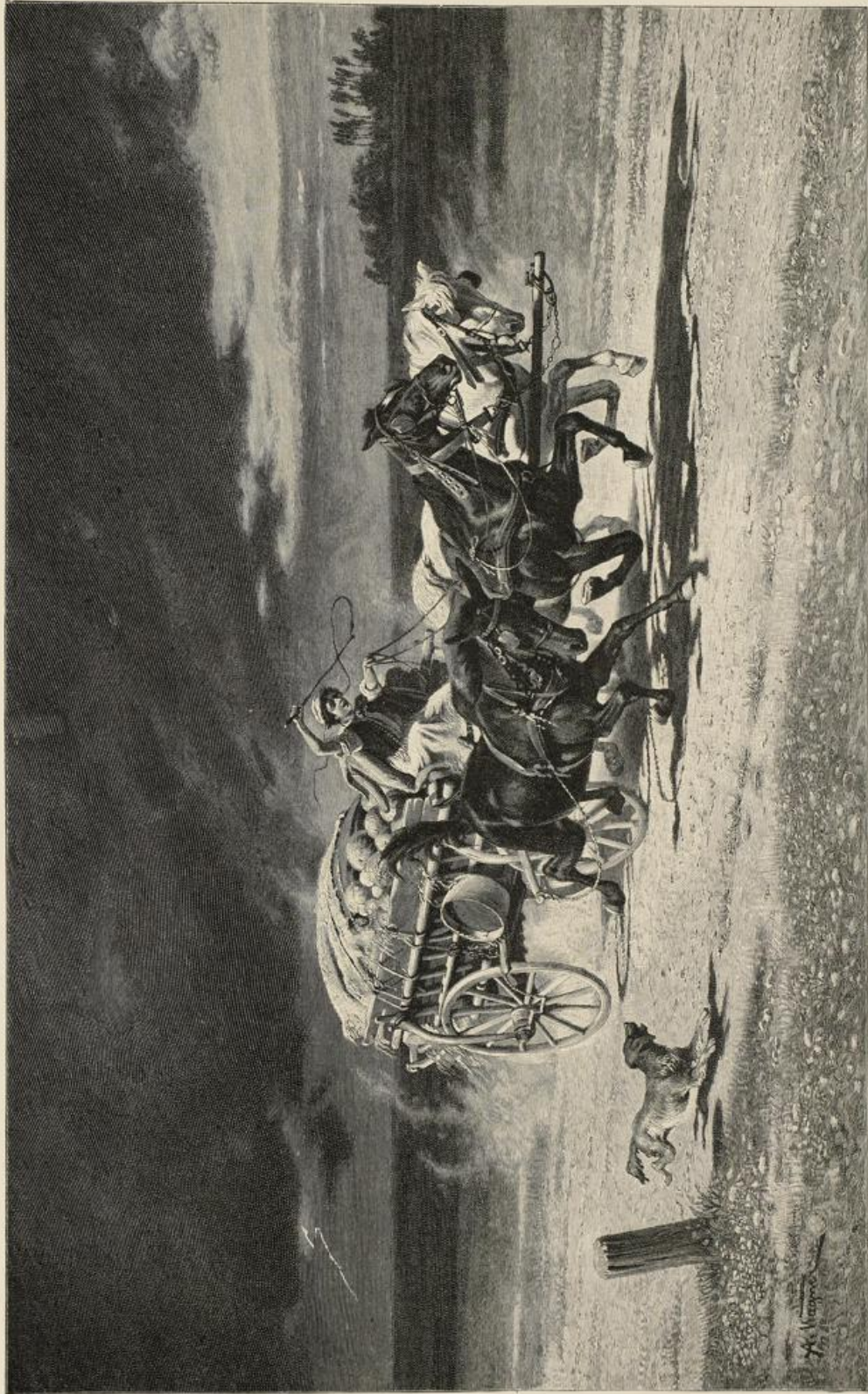
Daß Tisch und Stuhl, vor allem für die Schulkinder, gewissen orthopädischen Ansprüchen genügen müssen, damit der Entstehung von Wirbelsäulenverkrümmungen und Kurzstichtigkeit vorgebeugt werden kann, ist selbstverständlich. Vielleicht entschließen sich die Möbelfabrikanten doch einmal, nicht nur für die Schule, sondern auch fürs Haus richtig konstruierte Möbel zu liefern. Die einschlagenden hygienischen Forderungen sind ihnen ja geläufig, finden sich übrigens in jedem Buch, das die Schulhygiene behandelt.

Weniger bekannt sind Konstruktion und Nutzen einer „Gehschule“ für ältere Säuglinge (siehe Seite 684). Sie besteht aus vier einen Meter langen, einen halben Meter hohen, zum Viereck zusammenstellbaren Schuwänden. Die untere Hälfte jeder Wand bildet ein auf der Innenseite gepolstertes Brett, die obere Hälfte ein Gitter aus Wollschur. Der Boden wird mit einer festen Matratze belegt. Sobald die Kleinen die ersten Gehversuche machen, werden sie tagsüber in die Gehschule gesetzt. Die Bretter bewahren das Kind vor Zugluft, das Gitter gestattet ihm den Ausblick ins Zimmer, so daß seine Neugier befriedigt wird und es gern in seinem Käfig verbleibt. Des Kindes Gehfähigkeit entwickelt sich in der Gehschule ganz normal; es droht ihm keine Überanstrengung wie bei der Benutzung von Gängelbändern und Laufstühlen. Sobald es die Kraft dazu fühlt, wird es beginnen, sich am Gitter mit den Händen in die Höhe zu ziehen, wird stehen und schließlich gehen lernen. Es ist in der Gehschule sicherer aufgehoben als bei der besten Kinderfrau, da es sich der allseitigen Polsterung wegen beim Fallen nicht verletzen kann, da ihm nur solche Dinge in die Hände kommen, die wir ihm zum Spielen in die Gehschule hineinreichen.

Eine Geldfrage ist es, ob auch das Kinderbett in dieser Stube untergebracht sein soll. Wer über die nötigen Mittel verfügt, wird gut tun, ein eigenes Kinderschlafzimmer zu halten, damit das Bett tagsüber nicht Staub und Ausdünstung annimmt, das Kind in reiner Luft schläft und des Morgens gleich aus dem Schlafzimmer in das gereinigte, gelüftete und durchwärmte Kinderspielzimmer gebracht werden kann.

Dem Kinderbett dürfte erheblich größere Aufmerksamkeit zugewendet werden, als dies bislang allgemein der Fall war. Man kann behaupten, daß alle Kinderbetten, mit Ausnahme der in jüngster Zeit von Ärzten konstruierten, hygienisch unvollkommen sind. Holzbetten werden ja glücklicherweise nur noch selten benutzt; sie halten freilich ihre Inzassen wärmer, gestatten jedoch keine genügende Ventilation und sind schwer zu reinigen. Aber auch die im Handel befindlichen Eisenbetten entsprechen meist noch nicht den Anforderungen der Hygiene. Man erkennt wohl am besten, worauf es ankommt, wenn man das Seite 684 abgebildete, von Dr. Hüxler in München angegebene Kinderbett betrachtet.

Es ist aus Eisen hergestellt und in allen Teilen leicht zu reinigen. Die Seitenwände bestehen wie die Querteile aus eisernen Sprossen und nicht wie bei vielen anderen Kinderbetten aus schwer zu säuberndem Flechtwerk von Spiraldraht. Die Wände sind hoch genug (60 Zentimeter beim Bett für ältere Kinder, 35 Zentimeter beim Säuglingsbett), um ein Herausfallen der Kinder zu verhüten. Sie bilden beim Säuglingsbett



Copyright 1898 by Frank Haasenstein.

Vor dem Gewitter.  
Gemälde von H. v. Wagner.

ein einteiliges, beim Bett für ältere Kinder ein zweiteiliges Gitter. Die beiden Teile des letzteren sind gelenkig miteinander verbunden, die obere Hälfte kann in Angeln heruntergeklappt und dann mit der unteren gemeinsam weiter senkrecht



Gehschule.

niedergelassen werden. Dabei verhindert die Exzentrizität der Angeln ein Klemmen der kindlichen Finger.

Der Tragrost besteht aus gekreuzten flachen Stahlbändern, die leicht federn, ohne doch von der dauernden Belastung Einsenkungen zurückzubehalten. Der Rost ruht auf leicht herausnehmbaren eisernen Tragbügeln. Es bestehen somit nicht wie bei anderen Betten tote Ecken, die sich der Reinigung entziehen. Ein ganz besonderer Vorzug des Bettes aber ist die Höhe des Rostes. Das Kind liegt so hoch, daß es der Zugluft vom Fußboden entzogen ist und zudem leichter besorgt werden kann. Die Mutter oder Pflegerin braucht sich zur Handhabung am Kind nicht in ermüdender Weise zu bücken. Dies Bettgestell kann somit als ideal bezeichnet werden.

Nicht weniger wichtig als das Gestell des Bettes sind dessen Einlagen. Man lege die Kinder nicht auf Federn, die nicht genügend rein gehalten werden können, die Kinder zu warm halten und gründlich verweichlichen. Man schiebe auch nicht hohe Kissen oder gar Keilkissen unter, weil dadurch die Wirbelsäule eine dauernde Krümmung erfahren kann, sondern man sorge durch eine feste Matratze aus Rohhaar oder Seegras und ein ebensolches niederes Kopfkissen für richtige Lage der Kinder auf ebener Unterlage. Für die zarten und recht wärmebedürftigen Säuglinge der ersten paar Lebenswochen kann man schon mit Rücksicht auf die häufige Durchnässung des Bettes statt der Matratze einen mit frischer, häufig zu wechselnder Spreu gefüllten Sack anwenden, keinesfalls aber Federunterbetten, die allzu schlecht ventilieren. Auch zum Zudecken sollte man lieber wollene Decken statt Federbetten verwenden, die höchstens für Säuglinge in Verwendung kommen dürfen. Für letztere wird man auch zum Schutz vor Zugluft und grellem Licht einen Bezug der Seitenwände des Bettes aus Waschtuch anbringen können, der übrigens jeweils mit der übrigen Bettwäsche abgenommen und gereinigt werden muß. Durchaus überflüssig, ja schädlich ist dagegen, selbst für Neugeborene, das Anbringen von Gardinen am Bett. Die Gardinen sind überflüssig, weil die Augen der Neugeborenen nicht so sehr lichtempfindlich sind, daß sie das von der Zimmerdecke reflektierte Licht nicht ertragen könnten; sie sind schädlich, weil sie den Luftzutritt zum Bett verhindern.

Ebenso unentbehrlich wie das Bett, ist für kleine Kinder der Kinderwagen. In gut situierten Familien dient er zwar meist nur als Transportmittel, um den noch nicht gehfähigen Kindern den Genuß frischer Luft zu verschaffen, in den minder bemittelten Kreisen der Bevölkerung bildet er aber in der Regel

die einzige Lagerstätte des Säuglings. Daraus nun, daß die Kleinsten mindestens ein paar Stunden des Tages, wenn nicht den ganzen Tag im Kinderwagen liegend verbringen, folgt für den Hygieniker und Arzt ein Schluß, der leider von sehr vielen Vätern noch nicht gezogen wird, daß nämlich der Kinderwagen die gleichen hygienischen Bedingungen erfüllen muß wie das Bett. Er muß so gebaut und eingerichtet sein, daß die Kinder warm bleiben, vor Zugluft geschützt sind und doch reichlich frische Luft erhalten, auf ebener Unterlage richtig gelagert sind, sich frei recken und strecken können und doch nicht Gefahr laufen, hinauszufallen.

Dazu kommt noch im besonderen, daß der Kinderwagen als fahrbares Bett bei seiner Fortbewegung weder starke Erschütterungen, noch allzu heftige Schwingungen auslösen darf.

Wer sich die Mühe gibt, die Konstruktion des modernen Kinderwagens und seine Handhabung durch die Mütter zu prüfen, wird finden, daß die genannten hygienischen Forderungen zum Schaden der Kinder nicht die notwendige Berücksichtigung erfahren.

Viele Frauen legen so viel Wert auf Leichtigkeit des Wagens, daß sie gern geneigt sind, ein viel zu kleines Exemplar zu kaufen. Der kleine Wagen läßt sich freilich müheloser fortbewegen, läßt sich auch leichter über die Treppen tragen, allein er bietet dem wachsenden Kinde sehr bald nicht mehr genügend Raum. Das Kind liegt unbehaglich eingeeignet, mit angezogenen Gliedmaßen, verkrümmt da. Bei der Weichheit der Knochen können Verbiegungen eintreten. Ist der Wagenkorb nicht nur zu kurz, sondern auch zu niedrig, so liegt das Kind nicht tief genug gebettet, entbehrt des nötigen Schutzes und der Wärme, ist Unfällen und Erkältungen ausgesetzt. Das sind so schwerwiegende Nachteile, daß man dringend raten muß, nur geräumige Wagen zu kaufen, nicht unter 90 Zentimeter Länge, 45 Zentimeter Breite, 35 Zentimeter Tiefe.

Die passendste Form für den Wagenkorb ist die altehrwürdige biederer Truhenform, wie sie die einfachen deutschen, englischen und schweizerischen Kinderwagen aufweisen, mit gleicher Tiefe am Kopf- und Fußende und ebenem Boden (siehe Abb. S. 685). Sie bietet bei entsprechenden Größenverhältnissen allseitig genügend Raum und Schutz. Außerlich



„Ideales“ Kinderbett.

aber sehr wenig zweckmäßig ist die hochmoderne Gondelform der sogenannten Prinzeßwagen, da die Kinder darin zu wenig Raum finden, viel zu oberflächlich und bei der gerundeten Form des Bodens mit gekrümmtem Rücken gelagert sind. Noch bedenklicher ist es, schon Säuglinge in sogenannten Halbwagen zu legen. Diese Wagen werden von sparsamen Müttern gern gekauft, weil sie etwas billiger sind und auch dem herangewachsenen Kinde noch als Sitzwagen dienen können. Dagegen ist geltend zu machen, daß in diesen Wagen die Kleinen, insbesondere ihre untere Körperhälfte, viel zu sehr dem Luftzug ausgesetzt sind; daß sie bei einer unvorsichtigen Bewegung des Wagens leicht hinausfallen können. Ferner, daß die Mütter durch die gebotene Gelegenheit leicht verleitet werden, die Kinder zu früh



zigen zu lassen. Und schließlich, daß die Konstruktion dieser Sitze den orthopädischen Regeln widerspricht. Die Sitze sind so breit, daß die Kinder entweder die Füße nicht aufstellen oder den Rücken nicht anlehnen können (ein Fehler, der sich so ziemlich bei allen Sitz- und Sportwagen findet). Durch eingeschobene Kissen läßt sich der Fehler gewöhnlich nicht gut machen, denn weiche Kissen verändern ihre Form, harte Kissen gleiten mitsamt den Kindern von der glatten Unterlage ab. Man überzeuge sich auf der Straße, wie jämmerlich verkrümmt und bucklig die Kleinen oft dasitzen, und man wundere sich dann nicht mehr über die große Zahl der Wirbelsäulenverkrümmungen.

Der Rahmen des Kinderwagens wird aus Weide, Rohr oder Holz hergestellt. Die geflochtenen Körbe haben gegenüber den Holzkästen den Vorzug besserer Ventilation und größerer Dauerhaftigkeit (das gefrichtene Peddig- oder Maschinenrohr ist noch dauerhafter als Weide). Das Geflecht, das möglichst einfach und weitmaschig sein soll, läßt sich leicht durch Abstauben mit einem Pinsel oder durch Absprühen mit Wasser reinigen. Den freien Rand des Geflechts darf nicht ein Rohrkranz bilden, da sich in diesem leicht Ungeziefer ansammelt, sondern ein glatter Holzstab. Der Boden des Wagens wird am besten gleichfalls aus weitmaschigem, festem Rohrgeflecht hergestellt. Die Farbe des Wagenbehälters ist nebensächlich. Wünschenswert ist ein weißer Anstrich — sofern nicht Bleiweiß verwendet wird — weil er jede Verschmutzung oder Verstaubung des Wagens leichter erkennen läßt und gebieterischer die Reinigung fordert. Die vielfach gemachte Angabe, daß ein weißer Anstrich des Wagens den Augen des Kindes schade, ist unüberlegt, denn das Kind bekommt ja die Außenseite des Wagens nicht zu Gesicht, und die Innenseite ist — wenigstens bei dem Korbwagen — stets mit einem Bezug versehen. Dieser Innenbezug besteht gewöhnlich aus Ledertuch, angeblich um die leichtere Reinigung des Wagens zu ermöglichen. Wie uns aber unser

Niechorgan jederzeit überzeugen kann, gestattet das Wachs- oder Ledertuch keine genügende Ventilation des Wagens, hat auch an sich schon einen üblen Geruch. Diese Nachteile findet man in erhöhtem Maß bei den — glücklicherweise sehr teuren — hocheleganten Wagen, deren Innenwände und Boden mit dicker, ledertuchbespannter Polsterung versehen sind.

An Stelle dieser gesundheitschädlichen Bezüge sollte ein solcher aus Washstoff treten, der eingeknüpft und bei Verschmutzung leicht herausgenommen und gewaschen werden kann. Aus Reinlichkeits- und Gesundheitsrücksichten wäre er aber ebenso oft zu wechseln wie die übrige Wagenwäsche. Erfahrungsgemäß bietet ein solcher Bezug genügend Schutz. Wolle ist weniger geeignet wegen der leichteren Staubansammlung und schwierigen Reinigung.

Die übrige Einrichtung des Wagenbehälters muß die nämliche sein wie die eines Bettes.

Die Kinder werden im Tragkissen, spätestens nach dem dritten Lebensmonat mit Windelhöschen, Strümpfen, gestrickten Schuhen und einem Flanellhängerock bekleidet in den Wagen gelegt. Letztere Bekleidung ermöglicht den Kleinen die sehr wünschenswerte völlig freie Beweglichkeit ihrer Gliedmaßen. Zum Schutz legt man im Sommer eine wollene Decke, im Winter außerdem noch ein Federbett auf, das aber nur so weit gefüllt sein darf, daß es sich überall der Gestalt des Kindes anschmiegt, und nicht etwa wie ein prall gefüllter Ballon auf dem Leib des Kindes hin und her schaukelt und zu beiden Seiten Luft zuströmen läßt.

Eine leichte, über den Wagen gebreitete Decke schützt das Wageninnere vor Verstaubung. Sie mag in Grau, Grün oder Mattblau gewählt werden, keinesfalls aber darf sie von weißer Farbe sein, da die hiervon stark reflektierten Sonnenstrahlen die Augen des Kindes reizen und schädigen.

Um das Kind im Freien vor Wind, Regen und zu grellem Licht zu schützen, ist am Kopfe des Wagens ein Klappverdeck angebracht. Die Ausführung dieses Verdeckes ist nun meist recht unhygienisch. Es wird fast ausnahmslos von Ledertuch hergestellt, gestattet also ebensowenig wie der übliche Bezug des Korbes die notwendige Zirkulation der Luft. Brennt die Sonne auf ein solches Verdeck, so entsteht im Wagen eine geradezu unerträgliche Atmosphäre, zumal, wenn noch die höchst überflüssigen Vorhänge zugezogen werden. Eine Spazierfahrt unter diesen Verhältnissen nützt natürlich den Kindern nichts, schadet ihnen vielmehr, denn sie liegen der frischen Luft völlig beraubt, kongestioniert und schwitzend in ihrem sehr unbehaglichen Gefängnis. Um diese Mißstände zu beseitigen, sollte man als Material des Daches grobmaschige Leinwand verwenden, die die Sonne abhält, dabei doch genügend Luft Zutreten läßt und nur bei eintretendem Regen mit einem (sonst niedergeklappten) Ledertuchbezug versehen werden kann.

Vorhänge am Verdeck sind nicht nur überflüssig, sondern direkt zweckwidrig und gesundheitschädlich. Das Gleiche gilt von dem beliebten Besatz des Dachrandes mit Klunkerchen und Troddelchen, die von den Kleinen sehr häufig losgerissen und in den Mund gesteckt werden. Ganz energisch muß auch davor gewarnt werden, baumelndes Spielzeug am Wagendach anzubringen. Bei den anstrengenden Versuchen, den in steter Bewegung befindlichen Gegenstand zu fixieren, werden die Kinder schwindlig und fangen an, stark zu schielen.

Nicht geringere Beachtung als der Wagenkorb verdient das Wagengestell. Es ist überflüssig, an dieser Stelle auf alle technischen Einzelheiten einzugehen.

Es muß nur an den früher genannten Bedingungen festgehalten werden, daß der Wagen weder zu starke Erschütterungen, noch zu starke Schwingungen auslösen darf. Beides wird nach Aussage von Fachleuten bei Benutzung von deutschen Schwungradfedern oder sogenannten Eisfedern vermieden, während die früher viel benutzten Arabfedern zu hart, die englischen Bogenfedern, bei denen der Wagen beiderseits in Riemen hängt, zu stark schwingend sein sollen. Sehr wünschenswert ist leichte Gangart des Wagens, der zur Zeit von den Fabrikanten große Beachtung geschenkt wird. Technisch vollendet erscheinen die neuen Vicycleräder mit Tangentenspeichen und Gummireifen. Mit Rücksicht auf die Nerven der Kinder und Passanten sollte dafür gesorgt werden, daß die Räder keine üble Musik aufzuführen, sondern regelmäßig gereinigt und geschmiert werden, was sich neuerdings, da die Räder durch eine einfache Druckvorrichtung mühelos von der Achse abzunehmen sind, leicht bewerkstelligen läßt. Einen Normal Kinderwagen, der diese hygienischen Bedingungen erfüllt, stellt die obenstehende Abbildung dar.

Es erübrigt noch, einige Worte über die Benutzung des Kinderwagens zu sagen. Solange die Kinder zu jung sind, um ausgefahren zu werden, oder sooft schlechtes Wetter verhindert, sollte man die leichte Beweglichkeit des Kinderwagens dazu benutzen, auch den Säuglingen im Hause die Wohlthat frischer Luft ohne Gefahr der Erkältung recht reichlich zuteil werden zu lassen. In der warmen Jahreszeit, indem man bei offenem Fenster den Wagen an eine vor Zugluft



Normal Kinderwagen.

geschützte Stelle des Zimmers schiebt, in der kalten Jahreszeit, indem man ihn nach je zwei Stunden in ein frisch gelüftetes, vorher wieder erwärmtes Zimmer fährt. Man wird den Wagen (übrigens stets auch das Bett) jeweilen so aufstellen, daß die Kinder das Fenster im Rücken haben, ihnen die Sonne nicht ins Gesicht scheint, sie die Wärmestrahlung des Ofens nicht direkt trifft. Die erste Ausfahrt der im Sommer Geborenen mag an windstillen Tagen Ende der ersten Lebenswoche, der im Winter Geborenen je nach der Außentemperatur in der vierten bis sechsten Lebenswoche stattfinden. Bei Früh- und Schwachgeborenen muß zuvor der Arzt befragt werden.

Das Kind darf die ersten paar Male nur kurze Zeit, etwa eine halbe Stunde, im Freien bleiben. Allmählich wird die Ausfahrt verlängert, am besten vormittags und nachmittags unternommen, niemals aber vor Verschwinden der Frühnebel und nach Eintreten der Abenddämmerung. Ebenso wenig sollten Kinder im Sommer während der Mittagshitze, im Winter bei zu großer Kälte, scharfen Nordost- und Staubwinden ausgefahren werden. Bei kränklichen, zarten Kindern ist natürlich besondere Vorsicht am Platz, doch soll sie nicht zu weit getrieben werden, da einesteils gerade solche Kinder frische Luft besonders nötig brauchen, andererseits ihre Empfindlichkeit durch die bewegte Außenluft um so größer wird, je länger sie im Zimmer zurückbehalten werden.

Zur Vermeidung von Erkältungen beachte man folgende Ratschläge: Man ziehe die Kinder stets genügend warm an, doch nie so warm, daß sie in Schweiß geraten. Man bringe sie im Wagen liegend auf die Straße und in gleicher Art ins Zimmer zurück und versee sie dabei mit einer besonders warmen Umhüllung, die erst auf der Straße, beziehungsweise

im Zimmer wieder abgenommen wird; denn nirgends ist die Gefahr der Erkältung so groß wie bei der Passage der kalten zugigen Gänge und Treppen. Sind zu einem solchen Transport die Treppen zu steil, das Personal nicht zuverlässig genug, so schlage man jedenfalls eine wollene Decke um das ganze Kind, bevor man es auf dem Arm die Treppen hinunterbringt, und bette es im Freien in den Wagen, ja nicht im zugigen Hausflur. Unter allen Umständen aber Sorge man dafür, daß der Wagen oder doch mindestens dessen Einlagen stets in die Wohnung verbracht und nicht etwa aus Bequemlichkeit im Treppenhaus aufbewahrt werden, denn daselbst kühl der Wagen, zumal im Winter, so stark aus, daß sich die Kinder jedesmal aufs neue darin erkälten können.

Daß man bei den Ausfahrten kalte, zugige Stellen, allzu belebte, geräuschvolle, staubige Straßen und Plätze möglichst vermeidet, im Sommer den Schatten, im Winter die Sonne aufsucht, den Wagen jeweilen so zu lenken sucht, daß weder kalte Winde, noch grelle Sonnenstrahlen das Gesicht des Kindes treffen, erscheint selbstverständlich, wird aber von vielen Kindermädchen aus Unverstand oder Leichtsinne nicht beachtet.

Es möge mir gestattet sein, diese Ausführungen mit einem wohlgemeinten Appell an die Mütter zu beschließen: Schätzt euer Glück und eure Würde als Mutter so hoch ein, daß nicht einmal die Mode euch abhalten kann, eure Mutterpflichten voll zu erfüllen. Überlaßt euer kostbarstes Gut nicht Mietlingen, die dafür nicht das nötige Interesse haben, sondern nähert eure Kinder selbst, pflegt sie selbst und bringt sie in eigener Obhut an die Sonne, damit sie unter diesen günstigsten hygienischen Bedingungen gesund und kräftig heranwachsen, euch zur Ehre und Freude, dem Vaterland zum Segen!



**Das erste Denkmal für Kaiser Josef II.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wien im Fuhrertal, die freundliche Stadt in der von Dolomiten umfränzten weiten und fruchtbaren Ebene von Osttirol, kann sich als die erste rühmen, im Land Tirol dem unvergeßlichen Kaiser Josef II. ein Standbild errichtet zu haben. Kaiser Josefs reformatorische Tätigkeit, sein hochherziges, edles Streben nach Freiheit im besten Sinne des Wortes ist ja allzu bekannt, um hier in diesen leuchtenden Zeilen erwähnt werden zu müssen. Jedes Kind in Österreich kennt ihn sozusagen aus dem Lesebuch in der Schule, worin noch viele seiner schönen, edeln, vollständigen Züge in manch schlichter Erzählung weiterleben; seine Liebe zum Volk, das schlichte Wesen, das ist es, was diesen Herrscher mit eigenem Zauber umgibt. Als am 20. Februar 1890 sich der Todestag zum hundertsten Male jährte, da war es in der Stadt Wien ein wackerer Bürger, Franz Gitterle, der für die Errichtung eines Monuments anregend in Wort und Tat wirkte und in seiner allzeit frommen deutschen Vaterstadt willige und opferfreudige Unterstützung fand, so daß nun heute schon das schöne Denkmal steht. Die Enthüllung am 22. Juli verlief in stimmungsvoller, feierlicher Weise; aus nah und fern erschienen Vereine und Korporationen mit Musik und Fahnen, Völlerjahren erdröhnten, und die Felsenwände der Dolomiten erwiderten den Gruß an den großen Toten. Vortreffliche Ansprachen und der ergreifende Chor des „Wiener Sängerbundes“ gaben der bedeutungsvollen Feier in dem stillen Gebirgsort eine höhere Weihe. A. Linder.



**„Deutschböhmisches Ausstellung Reichenberg 1906.“** (Zu den oberen Abbildungen der nebenstehenden Seite.) Innerhalb der ersten zwei Monate schon von mehr als 700.000 Deutschen besucht, ist diese Ausstellung eine glänzende Zusammenfassung der Arbeit und des überragenden Schaffens der Deutschen Böhmens. Der Untertitel „Industrie-, Gewerbe-,

Kunst-, Land-, Forstwirtschafts- und Gartenbauausstellung der Deutschen Böhmens“ besagt, daß sie ein Werk der 2 1/2 Millionen Deutschen Böhmens allein ist. Die von anerkannten Fachmännern in den letzten Jahren veröffentlichten statistischen Nachweise über die hervorragenden Leistungen des Volkes der Deutschen Böhmens, die in ihren Schlußziffern klar die großartige Leistung deutscher Arbeit Böhmens für Land und Staat kennzeichnen und den Deutschen dadurch die führende Rolle in Österreich zuerkennen, werden durch die Ausstellung selbst in greifbare Wirklichkeit umgesetzt. Alle Gebiete deutschen Schaffens in Böhmen sind hervorragend und glänzend vertreten, und selbst ein gegnerisches tschechisches Blatt riet den Tschechen, von dem Werk zu lernen, das die Tatkraft und Tüchtigkeit der Deutschen Böhmens geschaffen. Die im „Hause der Stadt Reichenberg“ befindliche statistische Tafel vom kaiserlichen Rat Professor Hidmann weist nach, daß Deutschböhmens Steuerleistung jährlich 252.503.034 Kronen, jene der Tschechen aber nur 130.465.408 Kronen beträgt. Und doch bilden die Deutschen nur 37 1/4, die Tschechen aber 62 1/4 der Bevölkerung Böhmens. Das Drittel Deutscher verfügt jedoch über 5159 deutsche Fabriken im Schätzungswert von 1721 Millionen, die zwei Drittel Tschechen aber mit 1234 tschechischen Fabriken nicht einmal über 1/4 dieser Zahl mit nicht ganz 1/10 des Schätzungswertes (434 1/10 Millionen) und nur 1/16 des Jahresertrages der deutschen Fabriken (184 Millionen Kronen). In Leistungen des Staates und des Landes erhalten die Tschechen von ihrer Steuersumme rund 105 Millionen, die Deutschen rund 33 Millionen Kronen zurück, so daß die reine Leistung der Tschechen für Staat und Land 25, jene der Deutschen aber 220 Millionen Kronen beträgt. Wie diese Ziffern ist auch die Ausstellung selbst ein glänzender Beweis deutscher Schaffensfähigkeit in Böhmen. Landschaftlich herrlich gelegen, architektonisch glänzend und eindrucksvoll an-

Das am 22. Juli enthüllte Denkmal für Kaiser Josef II. in Wien.



Gesamtansicht.

Von der Deutschböhmisches Ausstellung in Reichenberg i. B.

Land- und Forstwirtschaft wäre selbst als eigene Ausstellung bisher die größte in Böhmen und die Gartenbauausstellung ist eine glänzende Leistung der deutschen Gärtnerschaft Böhmens. Die gesamte deutsche Presse des In- und Auslandes hat die Ausstellung deshalb als eine glänzende Tat gewürdigt und die Größe des mit 2 1/2 Millionen Kronen geschaffenen Wertes sowie dessen nationale, wirtschaftliche und politische Bedeutung und seinen aufklärenden Wert über die hervorragende Stellung der Deutschen in Böhmen voll anerkannt. Dieses Werk, für das die Deutschen freudig begeistert in vier Monaten einen Sicherstellungsfonds von 2 1/2 Millionen Kronen aufbrachten, ist ein voller und glänzender Erfolg des Deutschthums Böhmens.



Kunstausstellungsgebäude.

**Eine Dienstveteranin.** (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) ... Und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Müß' und Arbeit gewesen! Das könnte man über das Leben der alten Frau schreiben, die beinahe zwei Menschenalter ihre Arbeitskraft dem Dienste einer Familie gewidmet hat.



Henriette Maybaum, sieht 60 Jahre im Dienste bei einer Familie.

Henriette Maybaum, so heißt die treue Arbeiterin, wurde 1826 in Hildesheim geboren; zwanzig Jahre später trat sie in den Dienst der Familie Niederstadt, die sie 1854 in eine Oberförsterei in der Nähe von Einbeck begleitete. Als ihr Dienstherr pensioniert wurde, folgte sie ihm 1882 nach Herzberg am Harz, und als er starb, blieb sie im Dienste seiner Tochter. Vor zwanzig Jahren verlieh ihr unsere Kaiserin das Verdienstkreuz. Die Greisin erfreut sich noch so guter Gesundheit, daß sie ihrer langen Dienstzeit wohl noch manches Jahr zulegen wird.

geordnet, wirkt sie mit dem prächtigen Hauptgebäude, den schönen Ausstellungsgebäuden, der reizend gelegenen Talsperre, umrahmt von frischem Waldesgrün, einzig in ihrer Art. Nicht durch die Vielheit, sondern durch die Größe der einzelnen Darbietungen wirkt sie. Dies zeigt schon die 22 000 Quadratmeter große Haupthalle allein. Industrie und Gewerbe sind glänzend und groß vertreten. Böhmens deutsche Künstler treten zum erstenmal in geschlossener Einheit in einer großangelegten Kunstausstellung auf. Das „Reichenberger Haus“ mit der städtischen Heinrich-Liebig-Galerie im Wert von 1 Million Mark und der rückschauenden Ausstellung bringt außerordentlich viel des Guten und Schönen. Die



Hottentotten - Pontock in Verseba.

**Sollentotten-Pontock.** (Zu nebenstehendem Bild.) Als Viehzüchter führen die Hottentotten ebenso wie die Herero ein nomadisches Leben. Ihre Behausungen waren darum ursprünglich zeltartig, so daß man sie leicht auseinandernehmen und rasch an einem anderen Ort wieder aufbauen konnte. Während aber die Herero für diese ihre „Pontocks“ Felle verwendeten, mit denen das Stangengerüst behangen wurde, fertigten

die Hottentotten ihre einfachen Hütten aus Binsemmatten. Die Beschaffung dieses lustigen Baumaterials lag von jeher den Frauen und Mädchen ob. In Flussbetten und Niederungen wurden große Mengen Binse gesammelt, an der Sonne getrocknet und vor der Verarbeitung in Wasser eingeweicht. Inzwischen hatte man aus dem Bast des Dornbaumes durch Säuen, Drehen zwischen den Händen und Rollen auf dem Oberschenkel bindfadenartige Schnüre bereitet. Nun wurden die aneinandergereihten Binse mit Hilfe einer dünnen Ahe mit diesen Schnüren durchgezogen; so entstanden 3 bis 4 Meter lange und 80 bis 150 Zentimeter breite Matten, die man an den Rändern noch besonders einnähte oder verfestigte. Noch heute werden diese Matten gefertigt, aber die Arbeit ist nicht mehr so sauber wie früher. Die wohlhabenderen Hottentotten haben nämlich angefangen, für sich Steinhäuser zu bauen. Das Gerippe der Binsehütte wird aus langen biegsamen Stangen einer Akazienart errichtet. Man rammt die Stäbe auf kreisförmigen Grundriß in den Boden ein, verlicht sie halbkugelförmig zusammen und bindet sie mit Bast und Lederriemen fest. Auf dieses Gerüst werden die Matten, wozüglich in doppelter Lage gehängt. Tür- und Fensteröffnungen werden so mit Matten belegt, daß man diese nach Belieben aufrollen oder herunterlassen kann. Der Fußboden wird festgestampft, mit Lehm und einer Mischung von Ochsenblut, Dünger und Sand bestrichen, in der Mitte eine Feuerstelle mit Feldsteinen zum Aufstellen der Kessel angebracht und die Habe aufgestellt. Diese Hütten haben einen Durchmesser von 3 bis 4 Metern und bieten der gesamten Familie Unterkunft. Sie schützen gut gegen die Unbill der Witterung, denn beim Regen schwellen die Binse allmählich an und lassen dann selbst bei heftigen Guß kein Wasser durch. Zur Herstellung einer solchen Hütte sind bei doppelter Belegung 30 bis 40 Matten nötig. Vor dem Krieg kostete eine Matte 6 bis 7 Mark. Eine solche Mattenhütte ist also durchaus nicht spottbillig.

**Ein Veteran der Schießkunst.** (Zu der untenstehenden Abbildung.) Das 15. Deutsche Bundeschießen in München, das einen so glänzenden Verlauf nahm, setzte den Teilnehmern und Besuchern auch eine Berühmtheit vor — den weitbekannten Adlerjäger Dorn. In Hindelang im Allgäu ist der Hochjäger Leo Dorn zu Haus, und es ist noch nicht lange her, daß der „Adlerkönig“, wie man ihn nennt, seinen 72. Steinadler während seiner Jägerlaufbahn mit seinem sichern Jagdrohr herunterholte. Aber auch sonst steht der alte Kede mit der Büchse seinen Mann. Auf unzähligen Schützenfesten war er zu finden, und auch in diesem Jahr beim Münchener Bundeschießen war es eine Freude, den „alten Dorn“ mit dem ewig jungen Adlerherzen in Tätigkeit zu sehen.

**Ein Werk Giovanni Bellinis.** (Zu der obenstehenden Abbildung.) Das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin hat durch die Erwerbung eines Gemäldes von Giovanni Bellini Hand eine kostbare Bereicherung

erfahren. Das Bild des berühmten italienischen Meisters, der nach dem Jahr 1427 geboren wurde, 1516 starb und Giorgione und Tizian zu seinen Schülern zählte, gibt eine jener Madonnen mit dem Kind wieder, deren leuchtende Farbenpracht die rührende Lieblichkeit ihrer Züge nicht in den Schatten stellt. Herrlich in der Farbentönung ist das prächtige, gold- und blaugemauerte Protogewand der Himmelskönigin, die auf dem Arm das lockige Kind hält. Ein kurzes, dunkelgrünes Gewand umhüllt das kleine Weien, das wie nachdenklich den Finger in den Mund gesteckt hat. Ein leuchtend roter Vorhang steigert in der Farbenwirkung das Gemälde ganz besonders. Das Werk, das von Professor Hauser restauriert wurde, hat in dem venezianischen Kabinett des Kaiser-Friedrich-Museums seinen Platz gefunden.



Madonna mit Kind.

Gemälde von G. Bellini.

Kürzlich erworben für das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin.

gegen ihn ausgesprochen, die ihn dem rächenden Dolch preisgab, und die Fronboten folgten ihm nach, um sie zu vollstrecken. Nirgends gab es Sicherheit vor ihnen, ungelesen wandelten sie und tauchten plötzlich dort, wo es der Schuldige am wenigsten erwartete, empor: im einamen Schlagemach, abwärts vom Fest oder, wie hier, auf der Jagd in Aufweite der Genossen. Ein kleines Stück nur blieb der Ritter hinter ihnen zurück, nun stürzen die Schwarzverhüllten auf ihn los und er erkennt ver zweifelnd sein Schicksal. Der Streich, den er nach dem einen führen will, trifft nicht mehr, denn sein Pferd hat bereits den Dolch in der Brust, und während es mit ihm zusammenstürzt, wird der andere Fernrichter ihm von rückwärts den Todesstoß verjagen. Die Jagdgenossen sehen wohl, was da vorgeht, aber sie wagen nicht, dem Verfallenen zu Hilfe zu kommen: ihr eigenes Leben wäre mit verwirrt. Ihn hat der Richterpruch erteilt, der in der finsternen, rechtlosen Zeit des



Adlerjäger Dorn auf dem Bundeschießen in München.

Interregnums gegen Ende des 13. Jahrhunderts allein Gewalt besah, ruchlose Frevel blutig zu strafen und in dem armen mißhandelten Volk das Vertrauen auf irdische Gerechtigkeit nicht ganz erlösen zu lassen.